

Graf Lorenz.

---

Dritter Band.

395, W

# Graf Lorenz.

Roman

von

Arsula Böge von Manteuffel.

Dritter Band.

Alle Rechte vorbehalten.



Berlin 1884.

Verlag von Otto Sanke.

73163.



## Erstes Kapitel.

---

**D**as Häuschen hing fast über dem Meere. Tiefblau und glänzend wiegte sich die unendliche Wasserfläche zu Füßen des von Rosen und Myrthen überwucherten Uferhanges und der im Sonnenlicht carmoisinroth leuchtenden Bergkette.

Es war ein paradiesisches Fleckchen Erde, still, sonnig und voll Blüthenduft, dies amphitheatralisch ansteigende Gestade mit seinen vielen im Grün schimmernden Büschen, die sich Alle zu verstecken schienen und sich doch, heimlich lächelnd, zuwinkten wie neckische Liebende! Einem Rahmen von Edelsteinen gleich, umschlossen die Berge den Golf. Hier grüßten sich Möve und Bergfalk mit hellem Schrei und die Seebrise mischte ihren würzigen Athem mit

der Schneeluft, die von den Höhen herabwehte über die lachende Welt.

Der Frühling brachte stets viele Sommergäste nach Lacosta, welche der unerträglichen Hitze der römischen Straßen oder den verderblichen Sumpffieberu des Flachlandes entfliehend, hier Kühlung suchten und die Villen bezogen, um einige Monate angeichts dieser schimmernden Wellen und dieser purpurleuchtenden Uferlinien zu verleben, die sich wie juwelengeschmückte Arme um Vater Neptuns trozigen Nacken legten!

Im Frühling war es auch gewesen, daß ein fremder Signor und eine franke junge Dame die kleine spitzgieblige, von Orangen, Pinien und Magnolien umschattete Villa bezogen hatten, die sich da oben wie ein neugieriges Mädchen über den Felsrand bog, um ihr schelmisches Antlitz im blauem Spiegel zu betrachten. *La Rondinella* nannten die Leute das Häuschen und zwischen seinen spitzen Schieferthürmchen und den am Felsriff hängenden Schwalben bestand auch eine gewisse Aehnlichkeit.

Unter den müßigen Sommergästen von Lacosta

gab dies Paar mancherlei Stoff zu Vermuthungen, da man nichts Gewisses über sie erfahren konnte. Die junge Dame war sicherlich leidend. Sie wurde anfangs nur in einem Fahrstuhl gesehen, den ein Diener schob, indessen ihr Begleiter, seine Cigarre rauchend, ihren Plaid auf dem Arm nebenherging, bis eine sehr schöne, windstille Stelle erreicht war und Halt gemacht wurde. Vorübergehende betrachteten sie mit Mitleid. Sie pflegte wie ein müdes Kind mit den Blumen zu spielen, die ihr Begleiter herbeibrachte, und er trug sie auch Abends wie ein Kind die Felsenstufen zur Rondinella wieder hinauf.

Allmählig erholte sie sich. Der Fahrstuhl ward verbannt. Auf den Arm des Fremden gestützt, unternahm sie kleine Wanderungen, die täglich länger wurden. Ein Anflug von Farbe kehrte in das wehmüthige, blaßbraune Gesicht zurück, dessen sanft gezogene Linien eine zarte, unendlich liebliche Rundung gewannen. Ein süßes, schüchternes Lächeln verlieh dem Gesicht Leben und unter den feingeschweiften Brauen strahlten Augen auf, von orientalischer Größe

und Gluth, Augen, die unter dem tiefen Schatten ihrer Wimpern Schutz zu suchen schienen, sowie ihr Gefährte sich mit einer Frage an sie wandte.

Kurz, noch ehe der Sommer vorüber gegangen, war sie zu einer Schönheit erblüht, vor welcher Mancher verwundert stehen blieb und an halb vergessene, in seiner Knabenzeit gelesene Märchen dachte, darinnen Kalifensöhne auf goldgeschmückten Rossen auszogen, um eine Sophonisbe zu erobern.

Und wer war der kühne Mann, der diese Sultanstochter erobert, dem Tode abgerungen hatte? Das blieb lange eine offene Frage. Wenn er mit elastischen Schritten vorüber ging, den Kopf hoch trug und unter seinem Kalabreserhut hervor mit gleichgültigen Blicken auf die Menge herabsah — ein wunderbares Gemisch von Kühnheit und Sanftmuth in seinem Antlitz — so flüsternten sich die hübschen Signorinas zu, dies sei ein schöner Mann, — „*con un po' del Poëta malinconico, ed un po' del Cavaliere frivolo.*“

Er war ein vortrefflicher Bergsteiger, ein leidenschaftlicher Schütze und ein geübter Ruderer. Die

Fischer von Lacosta schworen auf ihn. Sie kannten ihn schon. O, sie kannten ihn gut, den Signor Lorenzo. Er hatte schon vor drei Jahren manche Nacht mit ihnen auf dem Meere verbracht. Er sprach ihren Dialekt, sang ihre Lieder und kannte alle ihre Handgriffe. Er sei ein Spanier, sagten sie, und die wunderschöne Dame sei seine Frau!

Nur daß das Niemand glauben wollte!

„Eine franke Lieblingschwester — ja!“ sagten die neugierigen Damen von Lacosta, „aber seine Frau? — Nein!“

Allein wer wird sich mit solchen Fragen lange den Kopf zerbrechen, wenn der Himmel so tiefblau leuchtet, im Westen vom rothigen Finger des Abends betupft? Oleander und Myrthen blühen in verschwenderischer Fülle, die Rosen hängen ihre dicken Guirlanden über die Mauern und Felsen und über dem ganzen Landschaftsbild liegt ein gelblicher Dunst, wie der goldne Hauch der Reife auf schwellenden Weintrauben!

Hier oben auf der Rondinella ist es still wie im Paradiese. Kaum ein Lüftchen regt sich in den

großen Blättern der feurig blaublühenden Winde, welche das feine Gitterwerk der Veranda überrankt. Die großen, violetschimmernden Kelche haben sich schon geschlossen. Auf der Bank im Bogensfenster sitzt, den Kopf in die Hand gestützt, das schwarze Auge unverwandt aufs Meer geheftet, das liebliche Geschöpf, dessen Existenz den Mitbewohnern von Lacosta soviel Kopfzerbrechen bereitet.

In der offenen Thüre aber lehnt ein Mann, die Arme über der Brust verschränkt und sieht sie an. Für ihn ist das Meer, die Berge, der Himmel nur eine Staffage für ihre Gestalt.

„O, es ist schön!“ murmelt sie endlich mit einem tiefen Seufzer.

„Ich sage Dir, es ist schön zum Närrischwerden.“

„Renzo, Renzo, solch ein Wort angesichts dieser lieblichen Natur?“

„Diese liebliche Natur ist es eben, was mich in Extase versetzt.“

„Ich sitze nun schon eine halbe Stunde hier und kann mich nicht satt sehen.“

„Ich auch nicht.“

„Man sollte diese Empfindungen nicht in Worte kleiden, aber Renzo, ist es nicht, als strömte von diesen Farben, diesen Formen ein beseligender Friede durch die ganze Natur? . . . solch ein Abend ist wie die Belohnung für den heißen, ermüdenden Tag.“

„Ich sollte es meinen! Man hat sich abgeplagt und abgeängstigt, man hat das verdorrte, sterbende Kräutlein mit Seelenpein bewacht, man —“

„Was meinst Du?“ rief sie aufblickend, „seit wann treibst Du Gartenkünste?“

„Hat“ — fuhr er unbeirrt fort — „am Gelingen verzagt — und jetzt blüht die märchenhafte Wunderblume auf, von der alte Dichter träumen . . . da ist sie, leibhaftig — und mein!“

„Du bist unverbesserlich,“ versetzte sie lachend, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Wünsche mir niemals ‚gute Besserung‘, Du unverständige Kreatur, ich kenne eine junge Dame, die denn doch einige Thränen vergießen würde, wenn ihr Graf Renzo plötzlich sein Bündel schnüren und in die Welt wandern würde . . . aber Evelyn! . . . wer wird denn gleich so herzbrechend weinen?“

Denn sie war bei seinen Worten aufgesprungen und lag schluchzend in seinen Armen.

„Ich denke manchmal, es kann so nicht bleiben, es müsse Leid und Schatten kommen,“ flüsterte sie, „denn es ist zu viel Glück — o zu viel Glück!“

„Schatten genug, Geliebte, wenn ich Dich je mit mir hinausnehme auf des Lebens hohe See! Da wirst Du erfahren, armes Kind, welch ein stacheliger Gesell Dein sammtweicher Signor Lorenzo ist!“

„Davor fürchte ich mich nicht . . . o, davor nicht!“ rief sie leidenschaftlich.

„Sondern?“ — er hob ihr Gesicht empor und blickte ihr lächelnd, fast belustigt in die Augen — „gesteh es nur, meine Kleine, Du hast zu viele Romane gelesen. Du weißt, daß solche Dinge immer tragisch enden und siehst Dich schon im Geist verlassen und händeringend auf einer einsamen Klippe im Meere sitzen, indessen sich Dein treulosser Lorenz mit vollen Segeln aus dem Staube macht! Ich will übrigens dies Bild nicht stören . . . möchte es Dir immer ein Schreckgespenst bleiben, niemals zur erhofften Vision werden.“

„Räthselhaft!“ murmelte sie, ihre Thränen trocknend, mit ihrem gewohnten Lächeln, „willst Du mir diese Hieroglyphenschrift in schlichtes Deutsch übersetzen?“

„Nein, nein, lasse mir wenigstens die Maske männlicher Würde und Selbstständigkeit, sonst lachst Du mich aus, und der Mann, über den die Frau lacht, kanu sich nur gleich begraben lassen! Komme ins Haus, Evelyn, die Sonne geht unter!“

Sie traten in das kleine, sanft erleuchtete, blau-seidene Gemach — ein Bijou von einem Miniatur-salon — in welchem sie die ersten Wochen ihres Hierseins auf dem Sopha liegend verbracht hatte, allmählig, allmählig zu Leben, Glück und dem Vollbewußtsein einer goldenen Zukunft erwachend.

Die Thüren zu seinem Zimmer waren ausgehoben und durch Portieren ersetzt. Die Einrichtung war exquisit, aber der Raum, in welchem all diese Kostbarkeiten und Kunstschätze zusammengedrängt waren, so beschränkt, daß Thurna's ganze Gewandtheit dazu gehörte, um nicht bei jeder Wendung die gesammte Zimmereinrichtung über den Haufen zu werfen!

Daß die Rondinella unter ihrem spitzen Thurmdach auch noch ein Eßzimmer, in welchem Joseph beim Serviren mit clownähnlicher Geschicklichkeit zwischen Wand und Stuhl balancirte, barg, und auf der Rückseite Schlaf- und Domestikenzimmer — das konnte mit zu den Wundern der Baukunst gezählt werden.

Evelyn liebte ihr Puppenhaus, wie ein Kind seine Wiege. Sie hätte es gegen keinen Königs- palast eintauschen mögen! Hier war sie gesund geworden, hier hatte das Glück sie gefangen genommen und in völliges Vergessen der Vergangenheit eingewiegt. Dieselbe hatte in der That aufgehört für sie zu existiren. Zuerst in Folge der Krankheit, dann in Folge der Vorsicht, mit welcher er jede Erinnerung an das Einst von ihr fern hielt. Kam jemals ein unklares Gefühl des Schreckens, der Pein über sie, so flüchtete sie in seine rettende Nähe — und sie fand dort Alles, was sie suchte, Trost, Zuspruch, Beruhigung und jenes belustigte Lächeln, mit welchem er auf ihre bangen Zweifel herab sah, sie dadurch zu Nichtigkeiten stempelnd. Aber er konnte

sie nur verschonen, nicht vernichten, und wie die Wochen, die Monate hinzogen und das Leben immer herrlicher wurde, kamen noch andere, ängstliche Fragen dazu: Wird das immer so bleiben? Sie wußte es, sie war seine erste, wirkliche, tiefgefühlte Liebe — aber er versuchte umsonst, die Miene des Eheherrn anzunehmen. Er war ein zu ungezügelter Falke, um sich in die Rolle des Haushahns finden zu können. Er war im Leben uustät und unbeständig — wird er es nicht auch in der Liebe sein?“

„Womit habe ich diesen Extra-Ruß verdient?“ fragte er, sich auf das Sopha vor dem kleinen Theetisch setzend.

„Wenn Du wüßtest, Lorenz, welche schlechte, undankbare Gedanken ich eben hegte. Ich mußte sie Dir abbitten.“

„Kind, Kind, Du hast ein Paar Augen mit denen Du einen Heiligen um seine Vernunft bringen könntest! Ich werde nächstens ein Duell mit jenem langbeinigen Lord haben, der das wohl auch schon bemerkt hat und jedesmal in die Thüre des Café tritt, wenn wir vorüber gehen. Maledotto! Ihr Frauen

könntet von den Türcinnen die Kunst des Verschleierns lernen. Eine Dame sollte ihr Gesicht niemals auf der Straße zeigen, wenn dies Gesicht nicht mehr ihr gehört!“

„Hast Du schon viele Duelle gehabt, Lorenz?“

„Um, ja — hin und wieder.“

„Und wo?“

„In Frankreich, in Spanien, in Algier . . .“

„Niemals in Deutschland?“

„Ich habe auch das fertig gebracht, obwohl ich Deutschland mit zwanzig Jahren verließ.“

„Aber ich hoffe, Du hast nie einen Gegner im Duell getödtet.“

„Still, still, davon redet man nicht. Es genüge Dir, daß ich Einen nicht getödtet habe . . . was schwieriger war als zehn gutgezielte Schüsse. Darüber werde ich, solange ich lebe, froh sein. Komme her, Liebling, lasse den Thee meinertwegen zu spartanischer Blutsuppe kochen, aber setze Dich neben mich . . . und verschone mich mit dem Anblick Deiner Stickerarbeit. Gib mir dies fürchterliche Arabeskenmuster, damit ich es ins Meer werfe.“

„Lieber Freund, weißt Du noch nicht, daß eine fleißige Frau ihres Mannes Reichthum ist?“

„Sawohl, das predigte man mir schon, als ich noch ein Knabe war . . . ich mußte auch trotz allen Sträubens ein Bild in meinem Zimmer dulden, welches ich gerne auf öffentlichem Markte verbrannt hätte.“

„Was stellte es vor?“

„Ein Fenster, einen blühenden Nelkenstock, einen Simpel im Bauer und dahinter ein semmelblondes, nähendes Mägdelein mit niedergeschlagenen Augen. Es ist das Bild der deutschen Jungfrau, die so lange emsiglich ihre Stiche zählt, bis der *vis-à-vis* wohnende junge Apothekerssohn an dies Tableau sittsamen Fleißes anbeißt, und sie um ihrer Vortrefflichkeit willen einen Mann kriegt.“

„Wie darfst Du verspotten, worauf sich der Wohlstand und das Gedeihen eines ganzen Staates gründet?“

„Erbarm' Dich! Was geht mich der Staat an? So! Versuche nur, mir Deine Arbeit abzurufen, ach, mein Herkules, Sie werden nie als Faustkämpfer

Parade machen," und lächelnd wog er ihr schwächtiges Handgelenk zwischen zwei Fingern, „aber so will ich die Frau haben! Der Himmel bewahre mich vor der robusten Hausehre, die in Holzschuhen über den gepflasterten Hof klappert und mit einem Zuge das altbackenste Brot durchschneidet.“

„Aber Lorenz, wenn wir nun Beide ganz arm wären, und ich müßte arbeiten?“

„Kleine Weisheit, in solchem Falle hätte ich überhaupt nicht geheirathet. Ich nahm kein Weib, um einer tüchtigen Haushälterin ein Feld ihrer Thätigkeit zu eröffnen, sondern ich nahm es, mir zur Freude und um ihr das Leben sonnig zu machen.“

Sie antwortete nicht, aber ihre Hand stahl sich in die seine und ihren Kopf an seine Schulter lehrend gab sie sich den süßen Träumen über dies unererschöpfliche Thema hin! Ihr Herz antwortete ihm aus tiefstem Grunde: das thust Du! O, das thust Du! Das Leben ist ein neu Ding an Deiner Seite.

Der Tag war immer zu kurz für alles das, was sie sich vorgenommen hatten auszuführen, sei

es in Musik, Lektüre oder Gespräch. Sie wurde nie müde, ihm zuzuhören. Nicht nur in der Gegenwart, auch in seiner Vergangenheit wollte sie ihn besitzen, und sie ruhte nicht bis er, theils aus Attalaya, theils aus Paris alle die Tagebücher, Gedichte, Skizzen kommen ließ, in denen sich sein wechselhaftes Leben widerspiegelte. Das Ordnen und Durchsehen dieses Materials wurde bald zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, und sie versicherte ihm, solche Schätze an Poesie, Kunst und Romantik in all diesen Heften und Mappen gefunden zu haben, daß sie daraus ein Ganzes bilden müsse. Sie saß darüber, während er Bergparthieen unternahm, zu denen ihre Kräfte noch nicht ausreichten, und sie warf die Feder hin, sowie sie ihn kommen hörte.

Diese Arbeit, an welcher er sich oft hülfreich und ergänzend betheiligte, war eine Quelle hohen Genusses für sie — hin und wieder aber auch die Ursache bangen Seufzer. Mit achtloser Offenherzigkeit überließ er ihr den Einblick in alle Phasen seines Lebens und sie erfuhr welche Gefühle eine „Beatrice“, eine „Dolores“, eine „Zenaïde“ in

ihm erweckt, zu welchen romantischen Ritterdiensten sie ihn angespornt hatten.

„Die Frauen haben in Deinem Leben eine große Rolle gespielt,“ sagte sie ihm eines Tages.

„Jawohl, die Frauen — nie eine Frau,“ versetzte er gleichmüthig.

Eine ungetrübte Freude war stets die Musik, mochte er nun, auf dem Felsaltan stehend, seine wilden Zigeunerweisen spielen, oder mochte sie am Klavier, erst zaghaft dann immer voller und sicherer alle die alten Lieder singen, durch die sie als Kind ihres Vaters Melancholie gebannt hatte. Da waren kleine, griechische Liedchen, über deren Ursprung sie sich nicht klar geworden, man hatte ihr aber gesagt, ihre Mutter habe sie gesungen. Da war das Lied vom alten Scheik, eine sehr rührende Ballade, bei welcher sie selbst meist in Thränen auszubrechen pflegte und die sie jetzt noch rührte. Die Klänge riefen tausend Erinnerungen wach, die nur Liebes und Wohlthuendes enthielten . . . das aber was zwischen dem jetzt und dem einst lag, war das wirklich auf immer ins Meer der Vergessenheit gesunken? Es schien fast so!

„Die Gerechtigkeit muß ich Eurem Herru widerfahren lassen, Herr Joseph,“ pflegte Susi zu sagen, wenn sie die Hand über den Augen dem Boote nachblickte, in welchem die „Herrschaft“, ihre Abendsfahrt über den Golf machte, „die Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen, wenn er auch nicht versteht eine standesgemäße Hochzeit auszurichten, so versteht er es doch, seine Frau glücklich zu machen!“

---

## Zweites Kapitel.

---

Einige Tage später, als Graf Lorenz die Promenade herabschlenderte und an jenem Café vorüberkam, hinter dessen Spiegelglasscheiben der ihm so fatale langbeinige Sohn Albions zeitungsliesend saß, trat ein Mann in die offene Thüre, bei dessen Anblick Thurna zurückfuhr, stutzte, und dann mit ungläubigem Lächeln frug: „Chevionne?“

„Ha!“ rief der Andre, ein untersechter kräftiger Fünfziger, mit einem tiefbraunen jovialen Antlitz, starkgefärbtem Henri quatre und munteren, jetschwarzen Augen — „Ah — Comte Thurna! . . . Sind diese Jahre über Ihrem Haupte hingegangen, als wären es Tage? Mort de ma vie, mein junger Freund! Ich hätte Sie auf zweihundert Schritt wiedererkannt.“

Und er schüttelte ihm herzlich die Hand, nahm seinen Arm und ging mit ihm weiter.

„Nun, und was treiben Sie hier, Thurna? Ein Idyll, dies Fleckchen Erde! Der Anblick des perlmutterglänzenden Gestades veranlaßte mich, mein Schiff zu verlassen und mich umzusehen . . . wahrhaftig, ein kleines Paradies und wenn Sie Adam sind, wer ist dann Eva?“

„Meine Frau,“ versetzte Thurna trocken — das Wort, welches zum ersten Mal über seine Lippen kam, klang ihm selber nüchtern und prosaisch. Chevionne fuhr betroffen zurück.

„Parbleu!“ rief er dann, mit südfranzösischer Lebhaftigkeit — „diese paar Buchstaben kosten mich zwölf Flaschen Champagner!“

„Et comment?“ fragte Thurna kühl.

„Ich kam nach Paris,“ erwiderte der Andere lebhaft, „sehen Sie, zum ersten Mal, nachdem ich jahrelang in Languedoc gelebt! Man sagt mir in Paris, Sie hätten sich verheirathet . . . Sie? . . . Graf Thurna? . . . nun, das war kein übles Bonmot! Zwölf Flaschen Veuve Cliquot, daß kein

Wort davon wahr ist! und nun?“ er lachte herzlich und drückte dem jüngeren Freunde wieder warm die Hand — „ich gratulire! Ich gratulire! Aber ich bin abominable neugierig! Die Bekanntschaft der Dame möchte ich doch machen, die einen Lorenz Thurna in Fesseln schlug! Würden Sie mich der Gräfin vorstellen?“

„Gewiß,“ versetzte Thurna höflich, „nun und Sie, cher Comte? Haben Sie sich verheirathet?“

„Ich? — Pas d'idée! — eine vortreffliche Sache, wenn man alt und pflegebedürftig ist . . . pardon, pardon . . . ich rede so, als wären wir noch am Fuß der Pyramiden.“

„Sie blieben sehr originell, mon ami.“

„Ja, Sie Fahnenflüchtiger! Ich blieb nur unseren Grundsätzen treu. Können Sie sich noch auf unser Gespräch, angesichts des Libanon besinnen? Freiheit über Alles! Ja, glauben Sie denn, daß ich jetzt nach Damaskus reisen könnte, wenn ich daheim im Chateau Belmont eine Frau und ein Duzend kleine Kinder hätte?“

„Natürlich nicht, aber —“

Chevionne brach in ein schallendes Gelächter aus. Schon dieser schwache Ansaß zur Vertheidigung häuslicher Freuden, den Graf Lorenz nahm, erschien seinem einstigen Reisegefährten, von diesen Lippen, unglaublich! Dann aber, sich bezwingend, während der Humor noch auf seinem kräftigen, vollen Antlitz zuflüchte und wetterleuchtete, fuhr er fort:

„Es war schlimm genug, daß ich alle diese Jahre in ländlicher Stille vegetirte. An meinem fünfzigsten Namenstage überlegte ich mir dies. Ich Narr! das Leben geht hin und wird eines Tages auslöschen, und Du kennst kaum den hundertsten Theil seines Schauplatzes! Wollen wir sehen, was dort hinter den Bergen des Libanon liegt, natürlich Städte, Wälder und Wüsten — es ist immer dieselbe Geschichte, auf dem ganzen Erdenrund, aber man muß es doch sehen! Diese Felsentreppe übrigens — lieber Freund“ — er keuchte — „sie nimmt es mit einer Pyramidenbesteigung auf, oder ist man — um soviel älter geworden?“ —

„Schlecht trainirt,“ lachte Thurna.

Oben angelangt, wischte sich Chevionne die

Stirn ab und blickte sich dann bewundernd um. Thurna öffnete die Glasthüre und rief Evelyn zu, sie möchte herauskommen, er habe einen alten Freund mitgebracht. Sie trat sogleich in die Thüre.

„Der Graf von Chevionne,“ . . . sagte Thurna erklärend.

„Was?“ fragte sie schnell, auf den sehr verblüfften Gast zutretend — „mein Vater nannte diesen Namen oft, oft . . .“

„Ihr Vater? Dann müssen Sie Henri Fernay's Tochter sein, denn Sie sind das Ebenbild Adelaïde Fernay's!“

„So hieß meine Mutter! O, Graf Chevionne, Sie haben meine Mutter gekannt?“ fragte sie athemlos.

„Ja, ja, Madame, ich kannte diesen Engel! Daß ich ihm noch einmal auf Erden begegnen sollte, wer hätte das gedacht.“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen der Freude, sie reichte dem Gefommenen beide Hände.

„O erzählen Sie mir! Sprechen Sie!“ bat sie tiefbewegt — „ich weiß nichts von ihr!“

Das konnte ihr selbst Thurna nicht bieten. Hier war der Erste, der ihr etwas über ihre Mutter sagen konnte!

„Mein Vater sprach nie von ihr — nie! Ihr Verlust hat ihn ins Herz getroffen. O, sagen Sie mir, starb sie sehr jung?“

„Acht Tage nach Ihrer Geburt.“

„Ach! . . . wo war es? In Cairo?“

„Nein, auf der Reise dorthin. Es war eine traurige Affaire! Hat Ihnen Ihr Vater nie davon erzählt? Sie wurden unter Palmen und Bananen von einem zufällig anwesenden englischen Geistlichen getauft, während die Sonne sengend auf uns herab brannte und wir aus Teppichen und Leinwand ein Zelt für die arme Gräfin Adelaïde aufschlugen, in welchem sie wie eine schöne Blume lag, leblos und schwach, bis der letzte Athemzug sie befreite! Der unglückliche Fernay! Sein Zustand grenzte an Raserei.“

Evelyn deutete, unter Thränen, mit einer Handbewegung auf die Bank am weinumrankten Laubenfenster. Sie setzten sich, und Chevionne erzählte

weiter. Ihre Wangen glühten, ihre Augen hingen unverwandt an seinem Antlitz, als sich Thurna zu ihr herabbeugend, flüsterte:

„Das ist ein zu aufregendes Thema für Dich. Bedenke, daß Du immer noch sehr leicht über Gebühr alterirt wirst.“

„O, das schadet nichts. Ich bitte Sie, Graf Chevionne, erzählen Sie weiter! Also, meine Mutter war Sängerin. War sie sehr berühmt?“

„Ach,“ versetzte Chevionne lächelnd, „dazu hatte sie keine Zeit. Sie hatte sich entschlossen in Konzerten zu singen, um ihrem blinden Großvater — darf ich es sagen? — eine Stütze zu sein. Ja, Madame, sie waren sehr vornehm, aber sehr arm! Wir waren in Athen und gingen in das erste Konzert. Ein alter, weißhaariger Mann und eine alte Dame mit einem traurigen, ehrfurchtgebietenden Gesicht, führten ein fünfzehnjähriges, zitterndes Mädchen an das Pianoforte. Dann zogen sie sich zurück, sie blieb neben dem Klavierspieler stehen — ihre Augen wandten sich flehend, unruhig bald hierher, bald dorthin, als wollten sie fragen: ist keine Hilfe

möglich? Ist da Niemand der mich aus dieser Lage befreien könnte? — Nun, Fernay hat diese Bitte verstanden und erfüllt! Sie sang wie ein Seraph, nie wieder hörte ich solch eine Stimme! Als der letzte Ton verklungen war, klang stürmischer Beifall, sie sollte danken, aber sie stand da, von Angst, Furcht und Scham überwältigt — wie eine von Jägern umstellte wilderschrockene Gazelle — und dann fiel sie ohnmächtig hin. Fernay hob sie auf und trug sie aus dem Saale. Ihre Angehörigen waren ihm dankbar und er besuchte sie täglich. Vier Wochen später war sie seine Frau und ihre alten Großeltern haben die letzten Lebensjahre in Wohlleben verbracht!“

„O, wie mich das Alles freut! Sie war glücklich — natürlich! — Wie sah sie aus? War sie heiter? War sie kindlich? War mein Vater damals glücklich?“

Dies Thema schien unerschöpflich, und Chevionne hatte keine Eile es abzubrechen. Er war vollständig bezaubert von dieser Frau. Als er sich endlich empfahl, sagte er zu Thurna, der sich ziemlich schweigsam

verhalten hatte, er hoffe, sie würden ihm die Ehre erweisen, ihn morgen auf dem Schiffe, welches in Folge einer nothwendigen Reparatur an der Maschine wohl noch zwei Tage vor Anker liegen werde, einen Gegenbesuch zu machen. Er bat so dringend, daß man es ihm nicht abschlagen konnte, und Evelyn hatte auch große Lust zu der kleinen Expedition, umsomehr als sie hörte, Graf Lorenz werde dort einige Bekannte treffen. Der Besuch ward also angesagt und Chevionne empfahl sich mit der Versicherung, daß sich der Kapitän auf die Ehre vorbereiten werde.

Thurna begleitete ihn bis an den Fuß der Felsentreppe, dann kam er dieselbe sehr rasch wieder herauf, trat in den Salon, warf sich in einen Fauteuil und murmelte: „Unausstehlich!“

„Und ich dachte eben,“ versetzte Evelyn, von ihrer Arbeit aufblickend, „daß es schön wäre, wenn öfters ein Fremder herkäme, um des angenehmen Gefühls willen, was mich bei seinem Fortgehen beschlich.“

„Hm!“

„Welch ein prächtiger alter Herr!“ fuhr sie fort, „so herzlich, so gutmüthig, so frisch! Schade, daß er seinen Schnurrbart färbt.“

„Das thut er, um zu vermeiden, daß schöne Damen ihn mit solcher Bereitwilligkeit einen prächtigen alten Herren nennen,“ — versetzte Thurna, mit plötzlich wiedergewonnener guter Laune.

Am nächsten Tage war dieselbe nicht mehr so ganz stichhaltig. Er murrte über den bevorstehenden Besuch auf dem Schiffe, „bei der Hitze!“

„Welch ein fauler Bursche Du bist!“ sagte sie scherzend, als sie ihn dort, auf den Stufen der Veranda lang ausgestreckt liegen ließ und hinein ging, um sich Susi's kunstfertigen Händen anzuvertrauen.

Wenn es schon ohnehin täglich eine große Frage war, was sie anziehen werde, weil ihr Gebieter jede kleine Veränderung bemerkte und kapriziös und tyrannisch war, so glaubte sie ihm heute eine besondre Sorgfalt schuldig zu sein. Es war ja das erste Mal, daß er sie Fremden vorstellte und er sollte stolz auf sie sein können. Susi hatte das, jetzt

kurze Haar, welches sich in jetschwarzen Ringeln knapp um den Kopf legte, durch einen schmalen goldnen Reifen zusammengefaßt, bläulicher, zarter Mullstoff über gesättigt blaugrüner Seide, mit frischen Rosen an der Brust und weißem Spizentuch gaben ein Ganzes, mit welchem Susi zufrieden war. Als Evelyn sich den Mantel umlegen ließ, trat Thurna ein, er betrachtete sie forschend, sagte aber nichts. Dann reichte er ihr den Arm und führte sie herab. Unten in dem kleinen, durch eine bunte Glaskuppel vielfarbig erleuchteten Vorzimmer blieb er plötzlich stehen — schien etwas sagen zu wollen, aber die Worte gewaltsam unterdrückend, schloß er sie nur in die Arme, so heftig daß sie einen leichten Schreckensruf ausstieß und eine der weißen Rosen entblättert zu Boden fiel. „Lorenz!“ — flehte sie.

„O, Kind, Kind — ob Du wohl eine Ahnung davon hast, wie sehr ich Dich liebe?“

Da lag eine sonderbare Angst in seiner Stimme, aber als schäme er sich dieses Gefühlsausbruches, lachte er im nächsten Augenblick kurz auf, machte eine sarkastische Bemerkung und führte sie aus dem

Haufe. Sie studirte unruhig sein Gesicht, aber es trug den Ausdruck seines gewohnten Gleichmuthes. Sie wurden auf dem majestätisch großen Schiffe sowohl vom Kapitän, wie von Chevionne auf das Zuvorkommendste empfangen. Graf Lorenz fand in der That mehrere gute Freunde vor, die Alle um das Vergnügen und die Ehre baten, der Gräfin vorgestellt zu werden. Evelyn war heute animirt, heiter und gesprächig und in dieser glücklichen Unbefangtheit unendlich anziehend. Eine sanfte Heiterkeit, strahlend wie der Himmel ihres Heimatlandes war der Grundzug ihres Charakters, bisher durch Kummer und den Druck der Verhältnisse niedergehalten, jetzt aber durch ihn wieder ans Licht gebracht, der Alles in ihr belebte und mit Glück erfüllte! O, wie sie dankbar genoß, der Welt ein frohes Antlitz zeigen zu können, und wie sie ihn liebte, während sie von einem Schwarm freiwillig dienstthuender Kavaliers begleitet, das schöne große Schiff in Augenschein nahm. Man behandelte sie wie eine Königin und der Kapitän, ein dunkeläugiger Genuese wich nicht von ihrer Seite. Auch Chevionne versuchte, ihre Auf-

merksamkeit zu fesseln — es wollte ihm dies heute nicht so gelingen, wie gestern, aber sie war immerhin bezaubernd.

Thurna war mit zwei Bekannten nach einem andern Theil des Schiffes gegangen, hatte sich hier hingesezt und sprach über das Derby-Rennen. Sie bemerkte wohl, daß er ungewöhnlich blaß aussah, aber er gab ihr keine Gelegenheit, ihn zu fragen, ob ihm etwas fehle. Den Grund seiner Verstimmung zu errathen, lag ihr sehr fern. Sie war es seit acht Jahren gewohnt mit der Bewunderung nach Gutdünken fertig zu werden, welche ihre Schönheit erregte und sie zählte diese Aufgabe mit zu den Pflichten der Geselligkeit, löste sie mit Takt und Ruhe und zählte weder auf Hilfe noch auf Schutz. Wohl wissend, daß eine gewisse allgemeine Freundlichkeit oft abkühlender wirkt, als stolze Reserve, hatte sie, scheinbar bezaubernd liebenswürdig, es stets verstanden, die ihr dargebrachten Huldigungen in gebührenden Schranken zu halten und Tesselhof pflegte mit unleugbarem Stolz von den Verehrern seiner Frau zu reden. Niemals

aber gab es zwei verschiedenere Menschen als Baron Theodor und sein — Nachfolger.

Es war Abend geworden, als sie endlich nach der Rondinella zurückfuhren. Graf Lorenz hatte dem braunlockigen Fischerknaben Gaetano die Ruder abgenommen und zog sie durchs Wasser, daß der Kahn leicht schwankend dahinschoß. Evelyn saß auf Polstern und Teppichen bequem ausgestreckt, ließ ihre Hand im Wasser spielen und sagte mit einem Seufzer des Wohlbefindens: „Ich hoffe, Du hast Dich ebenso gut unterhalten, wie ich. Es war sehr interessant.“

„Sehr!“ sagte er ironisch. Sie blickte ihn schnell an und von da ab beobachtete sie das verfinsterte Antlitz ihres Gebieters mit steigender Unruhe. Was war geschehen? Hatte sie etwas verbrochen? Die schüchterne Frage blieb unbeantwortet. Schweigend ward die Fahrt beendet, die Rondinella erklommen, das Häuschen betreten. Evelyn ging in ihr Zimmer, lebte die weißen Hüllen ab. Ihr Herz klopfte bange. Als endlich aus Thurna's Zimmer die gedämpften Klänge der Violine drangen, öffnete sie leise die Thüre, ging durch den Salon und blickte schüchtern

durch die Portieren. Er stand im Fenster und spielte, er sah sie gar nicht. Sie blieb in der Thüre stehen und lauschte. Es dauerte nicht lange, da zitterte sie bereits vor Angst. Sein Spiel war der Reflex einer nur mühsam verhaltenen, furchtbaren Aufregung. Es waren prachtvolle Melodien, die dort aufbrausten und für immer verklungen, der hochgehenden, ruhelosen See vergleichbar . . . aber sie erweckten nur Entsetzen. Einmal schon hatte sie ihn so spielen gehört und Aehnliches empfunden. Er warf plötzlich die Violine aufs Sopha, ließ sich in einen Sessel gleiten und beschattete die Augen mit der Hand. Evelyn fühlte eine Furcht, wie sie ihr Tesselhofs Hestigkeit gegenüber ganz fremd geblieben war, aber die Ungewißheit war noch qualvoller. Sie kam an seine Seite, sie wagte nicht ihn zu berühren, sondern fragte nur ängstlich:

„Lorenz, was habe ich gethan, daß Du mich so straffst?“

„Dieser Mondschein macht Sie sentimental, Madame,“ versetzte er spöttisch, „ich werde klingeln, damit Joseph die Lampe bringt.“

Wie vom Blitz getroffen, brach sie zusammen und sank in die Knie, er ließ sie liegen, stand auf und begann im halbdunklen Gemach auf und nieder zu gehen. Er tobte nicht, er polterte nicht, er warf keinen Stuhl um und über seine Lippen kam kein Schimpfwort — — dazu sind wir zu vornehm! . . . aber in seinen Bewegungen lag wieder jene beunruhigende Geschmeidigkeit des gefangenen Leoparden, der unhörbar am Gitter hin und her gleitet.

Nach einiger Zeit blieb er neben Evelyn stehen, sie versuchte sich aufzurichten, sie wollte entfliehen, aber sie fühlte sich wie gelähmt, kaum im Stande, den Kopf zu heben, um ihn anzusehen. Aber dieser Blick, demüthig, hoffnungslos, voll flehender Bitte, besiegte ihn plötzlich. Er hob sie auf, schloß sie in die Arme und küßte ihre Thränen fort, doch seine Stimme hegte noch und gab nur trozig nach:

„Ihr Frauen seid alle Nixen, das weiß ich, aber heute erst habe ich erfahren, welche Macht Euch zusteht, uns zu foltern.“

„O Lorenz, Lorenz, was habe ich verbrochen?“

„Kind, ich bin kein Junker Tesselhof, der geschmeichelt zusieht, wenn sechs junge Laffen seine Frau umschwärmen.“

Eine bange Ahnung von dem, was ihrer wartete, in der Welt draußen, kam über sie, gemischt mit Seligkeit. Die Seligkeit behielt den Sieg. Sie hatte zu lange Jahre unter der Demüthigung absoluter Gleichgültigkeit gelitten, als daß diese eifersüchtige Leidenschaft ihr nicht eben so viel Glück wie Bittern bereitet hätte — und ihre Arme um seinen Hals legend, mit einem Nutzk, in welchem Thränen und Lächeln, Schmerz und Schelmerei stritten, blickte sie zu ihm auf.

„O, mein Renzo, mein Renzo — Du bist ein großer Narr!“

„Ein Kardinalnarr, Geliebte!“ versetzte er, jetzt vollständig besiegt, „ich gebe Dir die Erlaubniß, mich zu verspotten . . . aber vielleicht bist Du gut und schonst mich.“

„Nein, ich schone Dich nicht. Du hast Dich sehr schlecht aufgeführt.“

„In Anbetracht der Todesangst die ich ausgestanden, habe ich mich sehr gut aufgeführt.“

„Todesangst! Und weshalb?“

„Ich will Dir etwas sagen, meine Kleine — wenn der Tag kommt, da eine Gestalt händeringend von jener bewußten, einsamen Klippe dem fortsegelnden Schiff nachblickt, da werde ich diese Gestalt sein.“

„Das befürchtest Du?“

„Hier hast Du mich in all meiner Thorheit, Gespensterfurcht und Dummheit — reden wir nur schlichtweg! — Hier hast Du die Ursache mancher schlaflosen Nacht und mancher konfusen Violin-Phantasie! O mein Liebling, mein Liebling,“ unterbrach er sich leidenschaftlich und wieder sprach Angst aus seiner Stimme, als er, sie fester und fester an sein Herz schließend, flüsterte: „Verlasse mich nicht, Evelyn, verlasse mich nie, denn Du weißt, ich kann nicht ohne Dich leben.“

Glaubte er, daß sie sterben werde? War sie etwa krank und wußte es selbst nicht? Sie begriff ihn nicht.

Auf jeden Fall zog diese erste kleine Wolke schnell vorüber und es folgten wieder helle Tage. Sie unternahmen zusammen die schönsten Bergpartieen, sie fuhren auf die nächsten Inseln, auf denen einstige stolze Adelsfamilien mit hochklingenden Namen jetzt ihre Ziegen selber hüteten und ihr Feld bebauten, sie sammelten Skizzen und die Worte und Melodien der Nationallieder und dachten weder an Vergangenes noch Zukünftiges. Kein Mensch besaß so sehr, wie Graf Lorenz, die Fähigkeit, sich mit Genuß dem Nichtsthun hinzugeben. Unstät und wechselnd in seiner Lebensweise lösten sich die Zeiten harter, körperlicher Anstrengungen mit Perioden absoluter Unthätigkeit ab. Er langweilte sich nie, sondern konnte mit beneidenswerther Zufriedenheit von Mittag bis Abend langausgestreckt daliegen, sei es am Meeresufer, im Boot oder auf dem Divan. Die Cigarette in der einen Hand, drehte er mit der Andern langsam seinen langen Schnurrbart, „der geborene Müßiggänger“, pflegte Evelyn scherzend zu sagen, „der es in seiner Profession bis zur Meisterschaft gebracht hat!“

Es war mit einer gewissen Betroffenheit, daß er, eines Tages aus diesem Dolce-far-niente erwachend, ausrief: „Was? Schon der 1. October? Es wird wahrlich Zeit an die Zukunft zu denken! Komme, Evelyn, sage mir, wozu Du am meisten Lust hast. Sollen wir in Schottland, bei den Ruthwells Füchse hegen, oder ist Dir das zu frostig und wäre Dir ein Winter in Madrid angenehmer?“

„Was Dir lieber ist.“

„Nun, ich habe da eine kuriose Ansicht. Ich halte es mit dem Sommer des Südens und dem Winter des Nordens.“

„Das läßt sich hören.“

„Ja, ja. Ich habe nie mehr gefroren, als an einem neapolitanischen Weihnachtsabend und mich nie behaglicher gefühlt, als unter einem unvergeßlichen, schwedischen Christbaum. Dort oben zeigt sich der alte Eisbär in seiner wahren Gestalt, am Fuße des Besu ist er ein Heuchler! Andererseits denke Dir die Annehmlichkeiten eines spanischen Landhauses im Sommer, die kühlen Steindielen, die Leinwandblenden, die Fächer der Jalousien, die

sprudelnden Fontainen, die kühlen Strohmatten und vor Allem das im Hause herrschende wohlthuende Dämmerlicht und vergleiche dies mit den heißen, niedrigen Holzhäusern des hohen Nordens, den Zimmern, in welche die Sonne ungehinderten Zutritt hat, so daß an Nachtruhe oft kaum zu denken ist! Nun, was sagt meine Kleine zu dieser Rede?"

„Daß sie ganz darauf gefaßt ist, die Saison dieses Winters mit einem Eskimo zu eröffnen!“

---

### Drittes Kapitel.

---

Der Spätherbst war da.

Graf Lorenz hatte wieder einmal ein neues Blatt im bunten Bilderbuch seines Lebens umgeschlagen und seine junge Frau herüber nach England gebracht.

Der halboffene Wagen, welcher Beide von der Bahnstation nach einem der schönsten und ältesten Landsitze der anmuthigen Grafschaft Devonshire brachte, rollte rasch durch weitausgedehnte Parkanlagen, dessen majestätische Baumgruppen durch sanfte Wiesenflächen unterbrochen wurden. Auf diesen äste Dammwild in friedlicher Gemeinschaft mit weidenden Kühen und Schafen.

„Da!“ sagte Thurna, sich behaglich zurückleh-  
nend, „bei der nächsten Biegung wirst Du einen

Blick auf das Schloß haben, ein schöner Bau aus der Zeit der Königin Elisabeth! Ashleycastle enthält für mich viele angenehme Erinnerungen an helle, heitere Jagdtage, weite Ritte über kurzrasiges Hügel-land auf dem besten Renner, den ich je vor die Sporen bekam, an der Seite des besten Freundes, den ich je besaß.“

„O Lorenz, orientiere mich ein wenig, damit ich doch nicht völlig als Fremde in dies Haus komme. Du schleppst mich von London hierher, ohne mehr zu sagen als: die alten Leute in Ashleycastle werden sich freuen!“

Thurna lachte.

„Nun, damit ist auch Alles gesagt. Es ist ein sehr patriarchalisches Haus, in welchem ich jederzeit willkommen bin. Die Ursache hiervon ist, daß ich vor etwa zehn Jahren sehr befreundet war mit Elliot Allan, dem zweiten Sohn der Familie, Kapitän bei den 1. Life Guards. Ein famoser Junge: Einer von den wenigen Leuten, die Alles beisammen haben, Herz, Kopf und Seele! Er brachte mich dann hierher zu seinen Eltern, deren Liebling

er war. Als sein Freund, war ich willkommen und blieb viele Wochen. Ich reiste von hier aus dann nach Spanien. Kaum in Madrid angelangt erfuhr ich, Elliot sei mit dem Pferde gestürzt, habe sich schwer verletzt und läge hoffnungslos in London. Daß ich sofort umkehrte, nach London reiste und bis zu seinem letzten Athemzuge bei ihm blieb, haben mir die guten alten Leute nie vergessen. Ich weiß, daß sie sich freuen werden, wenn wir kommen und deshalb frug ich telegraphisch an, ob ich ihnen Gräfin Thurna vorstellen dürfe! Sie haben noch einen Sohn, den Erben des Titels und Vermögens welcher meist in Schottland lebt und sie hatten eine Tochter, die mit dem Viscount Lavalis verheirathet war, bald starb und zwei kleine Mädchen hinterließ, welche Lavalis ganz den Großeltern zur Erziehung überlassen hat. So, nun habe ich Dir alles Nöthige mitgetheilt und der Wagen fährt bereits die Avenue herauf. Hier sind wir.“

Der Wagen hielt vor dem Portal des Kastells. Diener öffneten den Schlag und führten die Gäste hinein. Bald darauf sah sich Evelyn, auf das

Herzlichste begrüßt, in einem goldbraun schimmernden Drawingroom, blickte in lauter feine, sympathische Gesichter und fühlte, daß ihr wohl ums Herz wurde. Alles in diesem Hause athmete Frieden und Harmonie. Namentlich war es die Erscheinung der alten Lady Ashley, welche als Mittelpunkt des Ganzen, einen unendlich wohlthuenden Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben schien. Evelyn fühlte sich bezaubert, so wie sie nur einen Blick in diese edle, von reichlichem, schneeweißen Haar umrahmte Matronenantlitz geworfen hatte. Seelenadel, Herzensgüte und Frömmigkeit waren darauf ausgeprägt, vielleicht auch eine sanfte Trauer; kurz Evelyn war entzückt. Lord Ashley war ebenfalls eine angenehme Persönlichkeit. Sein Schwiegersohn Lavalis, ein großer Blondin, schien phlegmatisch und schweigsam. Mehr Bewunderung verdienten seine Töchter, Lady Blanche und Viviane, angehende Schönheiten von 17 und 18 Jahren, auf deren zarten Erscheinungen noch der Schmelz harmloser Fröhlichkeit lag, weiße, junge Schwäne, die ihr silberschimmerndes Gefieder noch nie auf der bewegten Fluth einer Londoner

„Season“ produziert hatten, die noch nicht ahnten, was sie mit diesen langbewimperten Augensternen für Triumphe feiern konnten und sich statt dessen mit Sonntagsschulen, Gemeindeangelegenheiten, Literaturgeschichte und Malerei beschäftigten.

Ihr Großvater, Lord Ashley führte seine beiden Enkelinnen mit einem begreiflichen stolzen Schmunzeln der jungen Gräfin zu.

„Das sind Blanche und Viviane, meine liebe Countess, und das, lieben Kinder, ist eine Dame, die direkt aus Italien kommt! Nicht wahr? Nun fragt sie selber, ob sie nicht zugeben muß, daß unsere Cheviot Hills genau so schön sind wie die Appenninen! Sie haben hier nämlich zwei kleine Schwärmerinnen vor sich, die lieber heute als morgen auf Reisen gingen.“

„Ich habe die Cheviot-Hills noch nicht gesehen,“ sagte Evelyn diplomatisch

„Nun, wenn Sie dieselben sehen, werden Sie mir Recht geben!“

„Der Vortheil des Kosmopoliten ist, daß er überall seine Heimat findet,“ sagte Thurna.

„So sind Sie immer noch derselbe unständige

Wandervogel? Alle meine guten Lehren waren vergeblich?" fragte Lady Ashley freundlich, „was sagt denn die Gräfin Thurna hierzu?"

Die Gräfin Thurna schlug ihre sammtenen Augen nieder, erröthete, lächelte und schwieg. Sie gerieth allemal in Verwirrung, wenn sie sich mit diesem Namen angeredet hörte, es war ihr, als sie ihn zuerst von Chevionne's Lippen hörte, ordentlich bange dabei geworden.

Lady Ashley dachte bei sich, wie jung, zart und schüchtern sie doch noch aussähe und wunderte sich, wie wohl ihre Eltern es übers Herz gebracht hätten, ihr Kind einem Manne mit so glänzenden aber gefährlichen Eigenschaften und so phantastischen Lebensansichten, anzuvertrauen. Um ihre vermeintliche Schüchternheit zu bannen, nahm sie sie neben sich auf den Sopha und plauderte mit ihr über mancherlei Dinge und Familienangelegenheiten, die man sonst wohl einer Fremden beim ersten Sehen nicht mittheilt. Am meisten sprach sie von ihrem verstorbenen Sohn und Thurna's aufopfernder Freundschaft.

Als man Abends auseinanderging und die

Gäste in zwei sehr comfortable Gastzimmer geführt wurden, war Evelyn zu Muth, als sei sie schon seit lange in diesem Hause bekannt gewesen. Ein helles Roth lag noch auf ihren Wangen, ein froher Ausdruck auf ihrem Gesicht, als Thurna heraufkam und sie frug, ob sie sehr müde sei.

„O nicht im Geringsten! Ach, Lorenz, Lorenz, wie gut und vortrefflich sie ist! Mehr als einmal habe ich heute Abend bei mir gedacht: ach, wenn ich solch eine Mutter gekannt hätte! Ich wäre anders geworden, besser, fester — ich hätte das Rechte nicht nur erkannt, auch gethan!“

„Das heißt mit andern Worten,“ bemerkte er belustigt, indem seine Hand spielerisch durch ihr weiches Haar glitt, „Du hättest Dein Leben und mein Glück den Vorurtheilen der Welt geopfert. Kindchen, wir haben mithin Beide Grund, dankbar zu sein, daß Du keine solche Mutter gehabt hast!“

Sie seufzte tief auf, dann sah sie ihn an, und dann war die unruhige Regung verflogen.

„Wo mag sich Susi aufhalten in diesem großen

Haufe," sagte sie, sich umblickend, „ich möchte wohl wissen, ob sie kommt, wenn ich klinge?“

„Wir wollen es hoffen. Was wirst Du morgen anziehen?“

Sie blickte zweifelnd auf, sie war seit jenem Besuch auf dem Schiff in diesem Punkte ängstlich geworden.

„Was Du wünschst," sagte sie schüchtern, „graue Seide?“

„Unfinn! Ich wünsche Dich so schön zu sehen wie nur möglich.“

„Nun, das ist was anders! Würdest Du den Ashleys den Anblick Deiner Frau in rosenrother Seide mit Perlen gönnen?“

Er zog die Brauen zusammen.

„Verspote mich nicht, Sirene," sagte er gehalten, „ich kann es allenfalls ertragen, Dich bewundert zu sehen . . . aber der Löwe erwacht, wenn ich Dein eigenes Gefühl dabei engagirt sehe.“

„Mein — Gefühl! Soll ich gleichgültig bleiben, wenn mir von meiner Mutter erzählt wird? — O! o! jetzt ist mein Graf Renzo aber geradezu unver-

ständig! Beinahe noch einmal so alt wie ich, und noch solch ein kleiner, dummer Junge!“

Und sie nahm einen Schleier und band ihm damit die Hände zusammen und dann blickte sie ihn an, schalkhaft lachend; wenn Evelyn einmal übermüthig wurde, dann sprühten ihre sanften Gazellenaugen ein Raketenfeuer lustiger Funken.

„Jetzt bist Du gefangen und kommst nicht eher los, als bis Du zugiebst, ein eifersüchtiger närrischer Mohrenkönig zu sein!“

„Alles zugegeben, Desdemona! Jetzt löse diese Ketten. Noch einmal so alt sagst Du? Das ist nicht wahr, es sind nur fünfzehn Jahre. Aber Du liebst mich trotzdem? Wie, meine kleine Schönheit?“

„Du bist nicht werth, daß ich es Dir sage!“ rief sie und schloß ihren Koffer auf, suchte nach Dingen, die sie deshalb nicht fand, weil sie nicht wußte, was sie haben wollte, ließ endlich Alles hinfallen und flog auf ihn zu, der gedankenvoll am Kaminfeuer stehen geblieben war, ihm zuflüsternd:

„Lieben‘ ist ein viel zu schwaches Wort, um das auszudrücken, was ich für Dich fühle.“

Hierüber begann Thurna zu lachen und der Friede war hergestellt.

Blanche und Viviane waren fast athemlos die Treppe hinaufgelaufen.

„Sie ist entzückend!“ riefen Beide zu gleicher Zeit, sowie sie sich in ihrem Ankleidezimmer befanden.

„Ach! Ich bin rettungslos verliebt in sie,“ seufzte Viviane, „solche Augen und die Stimme! Es ist jammerschade, daß sie verheirathet ist!“

„Ja, natürlich. Ich bin überzeugt, daß sie in unserem Alter ist, aber mit verheiratheten Frauen ist nichts anzufangen! Geib mir den Bleistift her, so will ich versuchen, sie hinzuzeichnen! Das Schönste ist ihr Mund, er ist so lieblich und traurig, wie am Marmorkopf der Psyche im Drawingroom. Wie stolz der deutsche Graf auf sie ist, immer sah er nach ihr hin, auch während er mit uns sprach.“

„Sagte er nicht, sie sei eine deutsche Fürstentochter? Ich habe mir die deutschen Frauen ganz anders gedacht!“

Unten in der Bibliothek standen Lord Ashley und sein Schwiegersohn noch vor dem Kamin.

„Hollah,“ sagte Lavalis gähmend, „Sie ist schön, schön wie eine Potocka — — dennoch hätte ich eher des Himmels Einsturz erwartet, als einen Tag, an dem ich Lorenz Thurna als Ehemann vor mir sehen würde!“

Und Lavalis begann zu lachen.

„Ha, ha, ha, ihn sich vorzustellen, wie er bei Papa und Mama formgerecht um die Hand der jungen Dame anhält! Das ist nicht übel! Er spielt die Rolle übrigens schauderhaft schlecht.“

Lord Ashley sah seinen Schwiegersohn tadelnd an. Das Wohlgefühl des Zuhause-seins nahm am nächsten Tage noch zu, als Evelyn sich Vormittags mit Blanche und Viviane in einem hohen Zimmer mit französischen Fenstern niederließ und arbeitete, während Blanche malte und Viviane sich bald am Klavier, bald am Stickerahmen, bald bei den Büchern etwas zu schaffen machte, bis sie endlich alle Umschweife aufgab und, sich neben Evelyn setzend, ihr das geflüsterte Geständniß ihrer Liebe machte und durch einen Kuß ermutigt hinzufügte: „Blanche

hat eine Bitte auf dem Herzen! Sie würde so gerne versuchen Ihr Gesicht zu zeichnen.“

„Nicht als ob man es wirklich könnte,“ sagte Blanche, wie um Entschuldigung bittend.

„Von Herzen gern,“ sagte Evelyn, „aber bin ich wirklich des Zeichnens werth? Früher war es vielleicht der Fall, aber seit einer schweren Krankheit, die ich im Februar durchmachte, fürchte ich oft, es ist nur die Nachsicht und Liebe des Grafen, welcher in mir die Illusion wach erhält, noch hübsch zu sein.“

Mitten in den Sturm enthusiastischer Versicherungen, der sich jetzt erhob, kam Lady Ashley herein, um die Morgenarbeiten ihrer Enkelinnen zu kontrolliren.

„Ach, es ist nichts geschehen!“ rief Viviane fröhlich, ich glaube, „ich kann Macauley nicht finden und Blanche hat ihre Staffelei verlassen.“

„Der Ponymagen wartet,“ sagte die Lady lächelnd, „und da Eure Aufmerksamkeit heute doch wohl weder durch Kunst noch durch Wissenschaft zu fesseln ist, so schlage ich vor, daß Ihr der Gräfin den Park zeigt.“

Evelyn kehrte von dieser Exkursion so erfrischt und heiter zurück, sie hatte an der Gegend, an der sonnenklaren, herbstlichen Fernsicht, am Geplauder ihrer beiden jungen Gefährtinnen so viel Vergnügen gefunden, daß sie leichtfüßig wie ein sechszehnjähriges Mädchen die breite eichene Treppe hinauf- lief und Viviane entzückt ausrief:

„Blanche! Es ist grade so gut, als wäre sie nicht verheirathet!“

„Wie meint Ihr das?“ frug Evelyn betroffen.

„Wir meinen,“ sagte Blanche, sie zärtlich umarmend, „daß wir eigentlich fürchteten, eine verheirathete Frau würde keine Zeit und Aufmerksamkeit für uns übrig haben!“

„Für zwei Mädchen,“ sagte Viviane mit Pathos, „die noch nicht vorgestellt sind!“

Evelyn lachte, und so verstrich der erste Tag auf das Angenehmste. Als endlich die Glocke zur Mittagstoilette läutete und Evelyn heraufeilte, folgte Thurna ihr nach einiger Zeit, betrachtete ihren Anzug mit Zufriedenheit, führte sie dann herab und

verborg seinen Stolz und seine Freude an ihrer feenhaften Erscheinung nur sehr mangelhaft unter allgemeiner Unterhaltung. Lady Ashley hatte Evelyn nicht viel sehen können im Lauf ihres vielbeschäftigten Tages. Als daher nach dem Diner die Damen sich zurückzogen, begann sie, während Blanche sang und Biviane sie begleitete, eine liebevolle tiefergehende Unterhaltung mit ihrem Gast, bei welcher Evelyn aber etwas unbehaglich zu Muth wurde. Sie wußte selbst nicht recht weshalb. Sie fühlte sich aber durch den Eintritt der Herren erleichtert. Thurna setzte sich neben sie und sagte scherzend zur alten Dame: „Nun, Mylady, wundern Sie sich noch, daß Lorenz seine Freiheit opferte?“ Der guten Lady that der Blick wohl, mit dem er dies sagte.

Am nächsten Tage wurden einige Gäste erwartet, die an den bevorstehenden Jagden theilnehmen wollten. Die Herren verbrachten den Morgen im Sattel, Evelyn ging mit Lady Ashley in das Dorf um Kranke zu besuchen und sie begegneten einem Herrn, welcher dieselben Wege zu gehen schien und den die Lady als Curate vorstellte.

„Sie werden ihn am Sonntag predigen hören,“ sagte sie dann, als man sich getrennt hatte. „Ich will nicht sagen, daß er Einer ist, für den ‚Alle‘ schwärmen, was aber mich betrifft, so höre ich gerne die Wahrheit und er sagt sie.“

Als sie zu Hause ankamen, flog ihnen Biviane entgegen.

„Ach, ich habe Briefe geschrieben, drei Briefe! Müssen Sie viele Briefe schreiben, meine süße Evelyn und finden Sie es nicht eine Plage?“

Evelyn sah etwas verwirrt aus . . . seit sieben Monaten hatte sie weder einen Brief geschrieben, noch empfangen. Aus der Welt, die sie verlassen, drang keine Nachricht herüber in den Himmel, den sie jetzt bewohnte. Das war wie ein längst versunkenes Leben!

Als Thurna gegen sechs heraufkam, um seine Frau zum Diner herunter zu holen, fand er sie noch nicht ganz fertig. Sie stand vor dem großen Spiegel, meergrün wie eine Nymphe, und steckte die weißen Blumen ins Haar, während Susi am Boden kniete und eine Verbesserung der Garnituren vornahm.

Hätte Graf Lorenz dies kleine Dämchen beachtet, so müßte er bemerkt haben, daß sie sehr erhitzt und roth aussah und mit ihren scharfen kleinen Zähnen den Heftfaden energischer abbiß, als nöthig war.

„Ist es schon spät, Lorenz? Wir — ich habe die Zeit ganz vergessen.“

„Sicherlich ist es spät. Bist Du fertig?“

„Sogleich! Eile Dich, Susi! Wo sind die Handschuhe? Und das Armband . . . Dort steht der Schmuckkasten, flink, flink!“

Während Susi die Handschuhe, Evelyn den Fächer suchte, nahm Thurna das erste beste Armband aus dem Kasten, klappte es um ihr Handgelenk und sagte gebieterisch: „Nun komm. Man wartet bereits.“

„Aber meine Handschuhe!“

„Lieber Engel, die kannst Du Dir auf der Treppe zuknöpfen.“

„Ich habe mich sehr verspätet,“ sagte sie, als sie dann an seinem Arm die Gallerie entlang ging, „aber Susi hat mir Confidenzen gemacht.“

„Ich hoffe, sie hat sich nicht in den fashionablen jungen Buttler dieses Hauses verliebt.“

„Derfelbe war aber die Ursache eines heftigen Streites zwischen ihr und Joseph, der damit endete daß — sie sich heirathen wollen, wenn wir nichts dagegen hätten.“

„Lasse sie!“ sagte Thurna gutgelaunt, „also das machte den Schlingel so zerstreut, daß er mir anstatt heißes Wasser, eine Kanne gekochte Milch zum Rasiren heraufbrachte.“

„O, Lorenz, und das erzählst Du mir jetzt erst?“ sagte Evelyn mit ihrem sanften, heiteren Lachen, aber plötzlich wich die Farbe von ihrem Gesicht; als sähe sie dort irgendwo zu ihren Füßen ein Gespenst.

„Lorenz,“ murmelte sie, „o nimm es fort Nimm es fort!“

„Was, Liebling? Eine Spinne?“

„Nein, nein, nein, dies Armband, was Du mir umgelegt . . . o, wo fandest Du es?“

„In einem Etui. Was ist damit?“ versetzte er, es verwundert betrachtend, „ein ziemlich geschmacklos verschlungener Goldklumpen, mit unaristo-

kratischem Glanz! Aber das läßt sich nun nicht mehr umwechseln, wir haben Eile. Komm.“

„O Lorenz, Lorenz, ich kann es nicht tragen, es ist — es ist —“ und es mit einem nervösen Schauer abstreifend, murmelte sie hastig: „mein — er — Tesselhoff schenkte es mir an unserem — Hochzeitstage.“

Hierüber lächelte Thurna, legte ihr das Armband wieder um und sagte beschwichtigend: „Kleine Märrin! Trage das Ding mit meinem Segen! . . . Denke meinethwegen auch an den Geber mit Behemuth. Der einzige Mensch, auf den ich nicht eifersüchtig bin, war Dein Mann.“

Vor ihnen öffneten sich die Thüren, sie traten in die Gesellschaft.

Ueber Evelyns Frohsinn war ein Schatten gefallen. Das schwere Gold schien ihren Arm zusammen zu pressen und ein magnetischer Strom ging von dem massiven, rubinfunkelnden Reifen aus und theilte sich ihrem Nervenleben mit, so daß ihr Alles ringsum verändert, dunkel, unwirklich erschien. Zum ersten Mal zog eine unwiderstehliche Gewalt

ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück, ihr graute und nervöse Schrecken durchzuckten sie.

Bei Tafel saß ihr ein Squire aus der Nachbarschaft, Mr. Cutmore gegenüber, sicherlich der harmloseste Mensch von der Welt, aber ein stattlicher Mann mit einem mächtigen rothen Backenbart und einer donnernden Stimme, bei deren Klang sie jedesmal zusammenfuhr. Es weckte so eigenthümlich, beängstigende Phantasien. Wenn sie auf ihren Teller blickte, so verschwamm die Unterhaltung ringsum, ihre Sinne verwirrten sich, sie hörte die Stimmen alter Bekannten, Ardenslebens tiefen Bass, das heisere Lachen der beiden alten Barwige, Käthchens silberhelles Geschwätz und die knurrende, schnarrende Stimme des Major Belfort. Eine kindische Angst beschlich sie, dunkle Nebel breiteten sich vor ihrem Blick aus und sie wagte nicht den Kopf zu heben, aus Angst, daß sie vielleicht wirklich eben aus einem langen Traum erwache und sich in der That an ihrer eigenen Tafel befinden und in das Antlitz ihres Mannes blicken werde.

Ihres Mannes — —? Eine neue Angstwelle

überfluthete ihr Herz. Hülfesuchend flog ihr Blick zu Thurna hin und da sie ihn leibhaftig dort sah, zerrannen die beängstigenden Phantasien. Auch erhoben sich die Damen in diesem Augenblick und Lady Ashley frug, sowie sie im Salou waren: „Wurde Ihnen unwohl bei Tisch? Zwei- dreimal waren Sie so blaß, daß ich eine Ohnmacht befürchtete.“

„O meine liebe Großmutter, das war kein Wunder!“ rief Viviane lachend, „Gräfin Evelyn hat sicherlich noch nie eine solche Stimme gehört, wie die ist, über welche Mr. Cutmore verfügt! Wirklich, der Lord hätte unseren Nerven die Anwesenheit dieses vortrefflichen Mannes ersparen sollen! Ich bin noch völlig angegriffen — ach!“ und die junge Dame sank in einen Fauteuil.

Lady Ashley betrachtete Evelyn mit besorgter Miene.

„Graf Thurna hat Recht, wenn er um Sie ängstlich ist,“ sagte sie liebevoll, „die schwere Krankheit scheint Ihre Nerven sehr alterirt zu haben. Ich bemerke, daß Sie oft, ohne irgend welche Ver-

anlassung die Farbe wechseln. Sie sind sehr zart, Liebling, ich bewundere den Muth Ihrer Eltern, Sie, kaum genesen, diesem reiselustigen Manne, der nie in seinem Leben krank war, mitzugeben.“

„Meine Eltern leben schon lange nicht mehr,“ versetzte Evelyn. Aus Angst vor — ja, sie wußte selbst nicht wovon? hatte sie ihren gütigen Freunden, die zu zartfühlend waren um direkte Fragen zu thun, noch keinerlei Mittheilungen über ihre Familie gemacht.

„Meine Tante, die Herzogin von — hat mich erzogen,“ sagte sie, mit einem Blick zur Thüre, ob Thurna nicht bald käme.

„Welch ein Armband!“ rief Blanche plötzlich, „ach, lassen Sie mich sehen, ich habe noch nie so große Rubinen gesehen.“

„Nein, betrachten Sie es nicht, liebe Blanche, es ist zu geschmacklos,“ sagte Evelyn, aber das Armband, gutmüthig wie sein Geber, hatte schon dem leisen Druck nachgegeben, Blanche wog es in der Hand und buchstabirte mit unbarmherziger Deutlichkeit die eingravirten deutschen Worte. „Zur Er-

innerung an den 4. December, Dein Dich liebender Gatte, Theodor Tesselhof.“ „O was ist das? wer ist Theodor Tesselhof? Wer ist seine Frau?“

„Meine liebe Blanche,“ sagte Lady Ashley verweisend, „bezähme Deine wenig taktvolle Neugier, Du siehst doch, daß Deine Fragen belästigen.“

„Sind Sie mir böse?“ rief Blanche betrübt und umarmte Evelyn, „sicherlich haben Sie das Armband von einer Verstorbenen und —“

„Lady Blanche,“ sagte Graf Thurna's weiche Stimme dicht hinter ihr, „Sie hatten die Gnade, das entzückendste Feengespinnst von einem Taschentuch unter der Mittagstafel zu verlieren, um mich zum glücklichen Ueberbringer zu machen. Hier ist es, mit meinem tiefgefühlten Dank!“

„O!“ rief Blanche lachend, „jetzt erfahre ich etwas davon, was ein Kompliment des Grafen Thurna heißt! Aber das Taschentuch gehört nicht mir, sondern Biviane.“

Evelyn hatte die Gelegenheit benutzt, um zu entflüpfen und das Armband war vergessen.

Sowie sie sich mit Thurna allein sah, was

nicht eher sein konnte als Abends spät, fragte sie ihn zaghaft: „Lorenz, wissen sie hier garnichts von — von dem was früher war?“

Er lag im Fauteuil, rauchte und las einige aus Paris angekommene Briefe.

„Was sollen sie wissen? die Tesselhofjade? Nein, nein, davon wissen sie nichts.“

„Aber lieber Lorenz, denke Dir, wenn sie hörten, wenn sie mich fragen!“

Er zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Komm her, Liebling, mache nicht solche große entsetzte Augen. Du bist die Gräfin Thurna und das ist genug.“

„Da ist etwas in Lady Ashley's liebevoller Herzlichkeit, was mir oft ein unbehagliches Gefühl giebt, als wäre ich falsch . . . Lorenz, ob sie wohl ebenso gütig, ebenso vertrauensvoll wäre, wenn sie Alles wüßte?“

„Wie ich diese großen, diamantenen Thränen an Dir liebe!“ sagte er, in ihren Anblick verloren, „ich sah stets Brillanten am liebsten auf schwarzem Sammet. Wenn das Weinen eine Kunst ist, so

übft Du fie in höchfter Vollkommenheit. Ja, und ich glaube, daß es eine Kunst ift,“ fuhr er philofophirend fort, „ebenso gut Kunst, wie Tanzen, Malen, Meiffeln. Es gehört sicher Talent dazu und dann — Schule! Vielleicht auch Uebung? Welche lange Stufenleiter von der Farbenflegerei des Roulliffenmalers, bis zum Gemälde eines Rubens! — Ebenso vom Gebrüll des rothnasigen Dorffspröblings, der feine Thränen mit den Fäufteu zu grauen Wellen zerreibt bis zum Schmerz auf dem Antlitz einer Niobe oder dieser liebenswürdigen Trauer, die eben verkörpert vor mir steht, bewegt zitternd, voll Liebreiz, die gesenkten Wimpern mit einer Garnitur Edelsteinen besetzt!“

„O Lorenz!“ seufzte Evelyn, zwischen Lachen und Kummer, „bist Du jetzt fertig? Wirft Du mich jetzt trösten?“

„Das heißt, ich soll Dir versichern, daß Lady Ashley ebenso gütig sein würde, auch wenn sie ‚Alles‘ wüßte. Wir wollen es hoffen, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie shocked sein würde.“

„Nicht nur das,“ flüsterte Evelyn, das Gesicht

an seiner Schulter verbergend, „sie würde mich verachten.“

„Sie ist eine herzensgute Frau, meine Kleine, aber ob sie Dich achtet oder verachtet, das ist nun auch schließlich keiner Thräne werth, um so mehr, als sie die Sache immer falsch beurtheilen wird.“

„O Lorenz, wie leicht Du solche Dinge nimmst,“ seufzte die arme Evelyn.

---

## Viertes Kapitel.

---

Evelyn nahm sich vor, Lady Ashley bei der nächsten Gelegenheit „Alles“ zu sagen, aber diese Gelegenheit schien nicht zu kommen. Die Wahrheit zu sagen, fehlte es ihr an Muth, und zwar mit jedem Tage mehr, jemebr sie in den ernsten, christlichen Sinn, der das Haus regierte, eindrang und mit Lady Ashley Gespräche hatte, die alle Lebensgebiete berührten. Die Lady war eine Frau, die viel Leid erfahren hatte und sich immer tiefer eingewurzelt hatte in den Trost, aus welchem sie Lebenskraft schöpfen konnte. Bibelsprüche standen in ihrem Herzen fest und unverrückbar, wie Felsen im Meer und sie gestattete nicht die geringste Deutelei oder willkürliche Auslegung. So liebevoll, so weich

und mütterlich sie auch sonst war, hierin erschien sie Evelyn unerbittlich — sie ließ nicht mit sich handeln.

So war eine Woche verstrichen — sehr angenehm, das war nicht zu leugnen. Die langen, dem Studium, der Jagd oder Spaziergängen gewidmeten Vormittage, die Abende mit Musik und Geplauder im Salon, gefielen Evelyn außerordentlich. Da war neben allem Ceremoniel so viel Freiheit, ein so ungezwungener Verkehr mit benachbarten Familien. Sie ahnte nicht, daß es der, sich rasch verbreitende Ruf ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit war, der soviel männliche Besucher nach Ashleycastle lockte, daß die Jagdzeit belebter denn je zu werden versprach. Auch aus London fanden sich viele Gäste ein. Es war gut, daß im Castle Raum für Viele war, denn die Scene begann sich gewaltig zu verändern und ein buntes Bild zu geben. Die Damen, meist geübte Amazonen, beteiligten sich bei dem Sport, setzten die Herren in Erstannen und überredeten Evelyn, bei der es keiner langen Ueberredung bedurfte, sich ebenfalls anzuschließen. Noch eine

Woche und die hinreißende „deutsche Gräfin,“ an deren deutsche Abkunft kein Mensch glaubte, war der Mittelpunkt, der Stern der Gesellschaft, um den sich, je mehr sie sich bestrebte zurückzutreten, desto eifriger Alle drängten. Was sollte sie thun? Abweisende Kälte, strenges Zürnen lagen nicht in ihrer Natur — sie konnte sich nicht dazu zwingen. Alle diese „dashing young gentlemen“, die Träger erlauchter Namen, waren fein, liebenswürdig, heiter, voller Freude am Leben. Ihre Huldigungen waren zart, ihre Bewunderung hatte nichts Berlegendes — sie konnte dieselbe mit sicherer Hand in Schranken halten, aber sie vermochte nicht herbe Unfreundlichkeit zu zeigen.

Thurna hatte sich damals in der Nondinella, als sie vor seinem Born zusammenbrach, geschworen, sie nie wieder mit seinen finstern Stimmungen zu quälen, und er hielt diesen Schwur so gut er konnte, aber er litt schwer. Oft ging er mitten aus dem lachenden, frohen Kreise, der sich um sie gruppirt fort, hinauf in sein Zimmer, es mit ruhelosen Schritten durchmessend, gepeinigt, gequält, zornbebend

wie ein tiefgereiztes, verwundetes Raubthier, mit sich selber hadernnd, aber nicht im Stande jene felsenfeste Sicherheit zu finden, die da blindlings vertraut und nicht zweifelt — wie ein Tesselhof vertraut, geglaubt, gebaut hatte bis —

Und dann erfaßte ihn eine wilde Angst. Sein Leben, sein Glück, seine Existenz, war auf das Herz eines schwachen Weibes gebaut! Seltsam schaukelnd, wie Moorgrund ist der Boden, über den er hingeht!

„Ich drehe mich in einem ewigen Ringe! Die Liebe zu dieser Frau macht mich zum Tollhäusler . . . Thurna! Sei ein Mann! Schüttle die gespensterhaften, blassen Furchtgeister ab, laß dich nicht von einer Leidenschaft verspotten und maltraitiren, sondern tritt sie unter deine Füße! Es ist alles eitel und die Liebe ein flüchtiger Wahn, wie räumst du ihr denn solche Macht ein, daß sie dich zum Hampelmann macht, der willenlos an ihrem Fädchen zappelt, und das Gelächter der schaulustigen Menge hervorruft? Fort damit, reiße das Alles aus deinem Herzen!“

Das aber war eine Selbsttäuschung. Nie kann er sich diese Liebe mit all ihrem Leid aus dem Herzen reißen, und jemehr er leidet, desto weniger . . . und wahrlich, er steht die albernste die grundloseste Dual aus, wenn er sehen muß, wie ihr die Herzen zufliegen, wie Feder um ein Lächeln, um ein Wort wirbt und wenn dieser „Feder“ nun etwa ein Mann ist, wie der junge Earl of Berrisbury, ein bildschöner Held, in frischer Jugend strahlend, goldlockig und heiter wie ein Frühlingstag, so erfaßte ihn, der an der Grenze der Jugend steht, eine qualvolle, wilde Eifersucht. Er erscheint sich plötzlich hoffnungslos alt, er bemerkt graue Haare an seinen Schläfen, Furchen auf der Stirn, er fühlt daß die erwartungsvolle Freude, mit welcher Jener in das Leben, in das große, unbekannte, goldne Etwas vor sich blickt, für ihn längst ein überwundener Standpunkt ist . . . und das trostloseste Gefühl für den sieggewohnten, unfehlbaren, eiteln Mann, das Bewußsein der abnehmenden Zaubergewalt überschleicht ihn — das graue Alter erhebt sich, blaß und trübe vor ihm! — Unter andern Umständen wären, trotz

aller Selbstbeherrschung seinerseits, diese Stimmungen Evelynen wohl nicht verborgen geblieben, aber sie hatte ihre eigenen Kummernisse, welche sie in Anspruch nahmen. Am ersten Sonntag hatte sie, in Folge einer starken Erkältung das Bett hüten müssen und in ihrem schmerzenden Kopf, die das Haus beherrschende lautlose Stille gefegnet. Jetzt kam der Zweite. Er dämmerte grau durch die uafangelaufenen Fenster und Thurna sagte seufzend:

„Ein englischer Sonntag ist die fürchterlichste Erfindung der Welt. Hand und Geist sind unter einem lähmenden Bann, auf was du auch sinnen magst, es ist Alles verboten. Ich möchte wissen, ob es auch verboten ist, am Sonntag seiner Frau einen Kuß zu geben?“

Und er lächelte schon wieder versöhnt, indessen sie, aus dem Fenster blickend, unruhig sagte: „Ach, Lorenz“ . . .

„Cosè, *Anima mia?*“

„Ich ginge lieber nicht in die Kirche, aber das ist Unrecht, es ist schlecht. Ja, ich werde doch gehen.“

„Bewahre mein Kind, — bleibe da und warte

bis sich die Nebel zertheilen. Dann machen wir einen Spaziergang in den Park und lassen uns von den Eichen und den Rotkehlchen eine Predigt halten.“

„Ich glaube, ich werde doch in die Kirche gehen. Ich habe Furcht davor und doch auch Sehnsucht,“ sagte Evelyn kleinlaut, „es ist das erste Mal seit — seit — oh, ich weiß nicht seit wann!“

„Nun, wenn Du gehst, so muß ich wohl oder übel mit, aber ich sage Dir, ein richtiger englischer Gottesdienst ist ein Ding ohne Anfang und Ende!“

Als sie herunter gingen, war ein Theil der Gesellschaft schon fort. Sie schlossen sich dem Rest an. Die Kirche war hoch, schön, aber etwas düster. Ein Gefühl der Ehrfurcht und das Bewußtsein ihrer eigenen Unwürdigkeit erfaßte Evelyn, als sie eintrat und empor blickte zu den anstrebenden Pfeilern, welche die Seele hinaufzuziehen schienen höher und höher, bis vor Gottes Thron. Es war das erste Mal, daß sie wieder eine Kirche betrat, (denn Villa Rheineck lag in einer katholischen Gegend) das erste Mal wieder, seit sie zuletzt, an Tesselhofs Seite, die

Erntefestpredigt des neuen Pfarrers von Buchenberg hörte.

Seitdem nicht wieder!

Was lag in diesen drei Worten! Wie war es denn möglich, daß sie heute hier war, an der Seite eines Andern? . . . und ihr wurden all die steinernen Schäfte und Palmenblätter an den grauen Säulen, zu aschbleichen, vorwurfsvollen Gesichtern, welche sie zu fragen schienen: und wir wissen nichts hiervon? Wie wagt ihr es, in den Schatten des Heiligthums zu treten, wollt des Trostes der Kirche theilhaftig werden, und ist doch Euer Bund nicht durch ihren Segen geweiht worden?

Der Lady konnte das bekümmerte Aussehn Evelyns während der Predigt nicht entgehen. Auf dem Nachhauseweg nahm sie sie zu sich in ihren Wagen und fragte sie, ob sie habe Alles verstehen können und wie ihr die Predigt gefallen habe.

„Gefallen? Ich weiß nicht. Sie war zu großartig und eindrucksvoll, um zu mißfallen, aber zu streng, um zu rühren. Er setzt die Dinge so erbarmungslos knapp hin, er vermittelte nicht — er

— er tröstet nicht. Ich bin das nicht gewohnt. Was er über das Vorbild sagte, dem wir Alle nachstreben sollten, über die Tugend und das tägliche Wachsthum in der Heiligung, war erhaben und schön aber oh, Mylady, das Herz ist so schwach, es irrt so leicht —“

„Aber es findet nicht nur Rath und Stütze nein, auch einen Stellvertreter, der die Arbeit auf sich nimmt und durchführt,“ sagte Lady Ashley freundlich.

„Aber wenn —“ Evelyn stockte. Sie konnte doch nicht sagen: aber wenn es Rath und Stütze verwirkt hat? jedoch Lady Ashley's mütterliche Augen schienen diesen Gedanken abzulesen.

„Meine liebe junge Freundin, in keinem Fall darf sich ein ängstliches Gewissen scheuen, vor Ihn zu treten, der gesagt: Kommt her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid! Vergebung ist im Voraus zugesichert.“

„Für den, der bereut.“

„Ja, sicherlich, und den ernstlichen Wunsch hat, seine Sünde als Opfergabe auf den Altar zu

legen. Ein zerschlagenes Herz wird er nicht ver-  
schmähen.“

„Aber wer nicht bereut, nicht büßt, nicht ent-  
sagt, sondern auf dem eingeschlagenen Wege beharrt?“

„Das ist eine sehr sonderbare Frage, meine  
Liebe, welche doch die Antwort in sich selber trägt.“

Evelyn blickte aus dem Wagenfenster, um die  
hervorquellenden Thränen zu verbergen. Etwas  
beunruhigt begann Lady Ashley von neuem: „Was  
meinen Sie aber?“ als der Wagen hielt.

Man hatte kaum Zeit zum Lunch. Gleich  
nach demselben setzten Blanche und Viviane ihre  
Güte wieder auf, um in die Nachmittagskirche zu  
gehen. Thurua wollte Evelyn nicht gehen lassen,  
aber sie sah ihn flehend an und er war entwaffnet.  
Es trieb sie wieder zurück dorthin, ob sie denn kein  
tröstendes Wort hören werde, ob sie wirklich vor  
ihrer Richterin stehe und von Neuem das kalte: Ich  
kenne Dich nicht! vernehmen müsse?

Und es war so! Wohl hörte sie viel trostvolle,  
gnadenreiche Worte, aber zu ihr wurden sie nicht  
gesprochen. Sie war es nicht zu der gesagt wurde:

Ich liebe, die mich lieben! Ach, sie hätte sich gerne in Gottes Vaterliebe geflüchtet, aber was hatte sie ihm darzubringen? Liebe? — Ein Abgott hatte ihn verdrängt. Zwischen Ihm und ihr standen wie dicke Nebel Lug und Trug, Schuld und Schwäche, und sie konnte nicht hindurchdringen, denn ihr ganzer Sinn war mit dem neuen, blendenden Glück verwoben, ihr Leben wurzelte darin, ihr ferneres Schicksal war damit unzertrennlich verkettet und verknüpft, und wenn das, wie der Prediger eben sagte, Schlingen waren in denen der Arge sie gefangen, so war sie so tief in dem Netze verstrickt, daß die Anstrengung des Zerreißens ihr Herz gesprengt hätte. Weder gestärkt noch beruhigt kehrte sie heim und blickte sich wie ein rathloses Kind um . . . Wer wird ihr Frieden geben?

„Mein Schatz sieht müde aus,“ sagte Graf Lorenz zärtlich, sowie Beide allein waren.

„Es war ein sehr trauriger Tag! Es stimmte mich Alles so zerschlagen und haltlos. Oh Lorenz, Lorenz, tröste mich! Sage Du mir, daß Alles so ist wie es sein sollte, daß ich ruhig sein darf!“

„Arme Kleine!“ sagte er liebevoll.

„Das hilft mir noch nicht!“ versetzte sie, wider Willen lächelnd.

„Schlimm genug, wenn Du es nicht selber fühlst, daß Du mir angehörst, so sicher wie die Erde zur Sonne?“

„O, das fühle ich.“

„Nun wohl, damit ist Alles gesagt, Alles in Ordnung gebracht! Was ich denke, fühlst Du mit, was Du fühlst, verstehe ich. Wir harmoniren, wir ergänzen uns in allen Dingen, wir haben uns sehr nöthig um zufrieden zu sein, ich habe in Dir gefunden, wonach ich mein Lebenlang gesucht habe, ist es Dir nicht ähnlich gegangen?“

„Ja!“ flüsterte sie.

„Und sage mir jetzt etwa, daß es Deine Schönheit wäre, welche mich zu Deinem Sklaven machte! Wagst Du das wirklich? Wo war Deine Schönheit, als Du, einem Todtengespenst ähnlich, zwischen Tod und Leben schwebtest, mich dennoch nicht losgabst, obwohl ich, das gestehe ich, mich gegen die zwingende Macht sträubte? Nun, die Summe dieses Exempels

heißt: Wir sind für einander geschaffen! Es ist folglich Deine heilige Pflicht, für Deinen Lorenz zu leben, und keinen überflüssigen Phantasien nachzuhängen. Ich werde jenen langohrigen Mr. Curate an den Ohren über der Kirchenthüre aufnageln lassen!“

„Das würde mir wenig helfen und ihm gar keine Freude machen,“ sagte Evelyn schelmisch, „übrigens hast Du mich getröstet und ich will nicht mehr hieran denken.“

Er hätte gewünscht, daß auch ihn Jemand trösten möge. So sehr er sich auch bestrebte, den Felsengrund ihres Glückes zu beweisen, so hatte sein unruhiges Herz so wenig Frieden gefunden, wie das ihre.

Die folgende Woche brachte ihnen die erste Trennung, seit dem Tage, da er an der Villa Rheineck die Klingel in Bewegung gesetzt. Er reiste mit Lavalis und den anwesenden Gentlemen nach Schottland, wohin sie von Lord Ashley's älterem Sohne zu Jagden eingeladen worden waren. Die Jagden in Schottland hatten für Thurna einen

Reiz, dem er nicht widerstehen konnte. Evelyns Mitreise stand außer Frage, da der „sehr ehrenwerthe Mr. Ashley“ noch unverheirathet war und nur Herren eingeladen hatte.

Blanche und Viviane und zwei recht hübsche Misses Falconets, welche bereits ebenfalls mit Evelyn „in love“ waren, versprachen sich herrliche Zeiten und Evelyn nahm sich vor, nicht thöricht zu sein, und die Fröhlichkeit der jungen Mädchen zu theilen. Sie ritten, lasen und sangen zusammen und besuchten die Kranken im Dorf. Evelyn bekam einen klaren Begriff von ihrer Thätigkeit in der Gemeinde. Es war patriarchalisch und gefiel ihr. Würde sie je in der Lage sein, Aehnliches zu thun? Es fiel ihr schwer aufs Gewissen, daß sie, so lange sie es gekonnt hätte, diese Liebespflichten versäumt hatte, und daß sie jetzt wohl schwerlich je im Stande sein werde, bei ihrem Wanderleben, nachzuholen, was sie unterlassen.

So ging die Woche hin, und jeder Tag brachte einen Lichtblick und das war Thurua's Brief. Lady Ashley lächelte schon immer, wenn der Diener auf

silbernem Teller die Briefe brachte und Evelyn mit dem Erröthen einer Braut ihr Couvert in Empfang nahm.

Was waren das aber auch für Briefe! Die volle, frische Poesie des Hochlandes wehte daraus hervor, die Gedanken drängten sich auf einander als sei die Feder immer noch zu langsam gewesen, um dem Fluge seiner Seele zu folgen, ein bunter Wechsel machte das Ganze zu einer nie ermüdenden Lektüre. Warmes echtes Gefühl, heißender Sarkasmus, hochfliegende Begeisterung und beschaulicher Humor drängten sich zusammen auf dem kleinen Raum eines Briefbogens, Verse, die der Feder eines Keine oder Byron entfloßen zu sein schienen, wurden durch kraftvolle, knapp gezeichnete Beschreibungen grandioser Naturbilder abgelöst. Aber ob er nun philosophirte, spöttelte oder träumte, es fand Alles ein Echo in ihrem Herzen, wie keines anderen Menschen Sprache dort je gefunden.

Am Ende dieser Woche fuhren Lord und Lady Ashley zu einem „Dinner-party“ in der Nachbarschaft und auch Gräfin Thurna war dazu geladen.

Es war dies eines jener ceremoniellen, steifen Feste, vor denen Blanche und Viviane noch zurückschauderten. Evelyn hatte eingewilligt, weil sie sah, daß es der Lady lieb war, und diese nahm sich vor, die Schüchternheit der blutjungen Frau, welche heute zum ersten Mal ohne Gatten in eine wildfremde Gesellschaft trat, mütterlich zu schützen.

Sie war indessen überrascht, die Sicherheit zu beobachten, mit welcher Evelyn sich bewegte. Es war fast, als sei sie ihr Lebenlang gewohnt gewesen Circle zu halten, ja, seltsamer Weise, sie erschien ruhiger und unbefangener als in Thurna's Gegenwart. Lady Ashley konnte das nicht begreifen. Sie hatte sie für ein zaghaftes Kind gehalten, aber sie sah heute, daß sie es mit einer weltverfahrenen Frau zu thun hatte, der alle Gesellschaftsformen längst überwundene Schwierigkeiten waren. Wo hatte sie das gelernt?

Evelyn war bei Tisch ziemlich gut placirt zwischen einem Admiral und einem Parlamentsmitglied. Sie verstand genug von Politik, um sich dafür zu interessiren und sie liebte es, einen weit-

gereisten Mann sprechen zu hören. So war die Unterhaltung von englischer Staatskunst zur orientalischen Frage und von dieser auf Griechenland gediehen. „Ein herrliches Land,“ sagte der Admiral, „aber darüber spricht sich's am Besten mit Mr. Lovell . . . der junge Mann links von Lady Fairfax. Sehen Sie wohl? Er war fünf Jahre bei der Gesandtschaft und erzählt wundervoll. Sie hätten ihn nicht zum Diplomaten machen sollen, er ist ein halber Künstler.“

Evelyn blickte nachdenklich auf den Genannten, und ihre Blicke begegneten sich. Sie stuzten Beide, und doch hätte Evelyn nicht zu sagen vermocht, ob und wo sie diesen blonden unscheinbaren Mann schon gesehen hatte, aber mit seinem Anblick verband sich die Erinnerung an einen großen, glänzenden Ball.

„Mein Himmel,“ murmelte unterdessen Mr. Lovell, „wer, sagen Sie, sei jene Dame mit den Granatblüthen im Haar?“

Die Frage war an einen jungen Guardsman gerichtet, welcher lachend erwiderte:

„Der Himmel segne Ihren Appetit, Lovell! Danach fragen Sie erst nach dem Fisch? Ich hätte Lust, es Ihnen gar nicht zu sagen.“

„Ist auch nicht nöthig, ich weiß es bereits. Sie ist eine Deutsche . . . Baronin Tesselhof.“

„Nein, mein Freund. Es ist die Gräfin Thurna, der ich drei Tage lang in Ashleycastle den Steigbügel halten durfte.“

„Dann ist er zu seinen Titeln gekommen,“ bemerkte Mr. Lovell ruhig, „obwohl ich glaubte, daß dies auf dem Kontinent nicht üblich sei. Ich sah sie vor zwei Jahren auf einem Ball am Hofe des Herzogs von — solch ein Gesicht vergißt man nicht wieder. Ihr Mann sieht aus wie ein Teutone der Urzeit, es fehlt ihm nur die Keule und die Stierkopfmaste . . . br, ees Allemands!“

„Ich weiß nicht von wem Sie reden, aber die Beschreibung paßt nicht auf ihren Mann, welcher augenblicklich mit Charlie Ashley in Schottland jagt.“

„Bewahre, lieber Freund, ich sah den Baron Tesselhof noch vor wenigen Tagen zufällig auf einer großen Ausstellung in irgend einer kleinen deutschen

Stadt. Wir grüßten uns nur. Er war in den Anblick einer kochininesischen Hühnerfamilie vertieft.“

„Dann ist es ein Anderer!“

„So!“ sagte Lovell trocken und es entstand eine jener Pausen, in denen man aus dem vorhin Gesprochenen keine Schlüsse zieht.

Raum waren die Damen im Salon, als sich Lady Fairfax, eine Cousine der Ashley's, der alten Lady näherte, ihr zuflüsternd:

„Wie interessant, meine liebe Tante! Also diese schöne Gräfin Thurna ist eigentlich eine Baronin Tesselhof, oder wie? Davon hast Du mir noch Nichts gesagt.“

„Wer sagt das?“ fragte die Lady erstaunt.

„O, Lovell kennt sie. Er hat die ganze Geschichte dem Kapitän Lurisdale zugeflüstert. Ihr erster Mann hieß Tesselhof!“

„Graf Lorenz hätte eine Wittve geheirathet?“

Lady Fairfax war eine junge Schönheit, welche im londoner **high-life** groß geworden, sich eine sehr schnelle Kombinationsgabe angeeignet hatte. „Nein, meine Tante, sondern er hat eine Frau entführt.“

Lady Ashley erblaßte.

„Louisa, kannst Du verantworten, was Du sprichst?“ fragte sie.

„Es ist very shocking,“ sagte die Lady Fairfax, der nichts so viel Vergnügen bereitete, als ihre strengdenkende, würdige Tante choquirt zu sehen, „wirklich, ich bin ganz außer mir . . . und zu denken, daß Blanche und Viviane so sehr, sehr intim mit ihr befreundet sind!“

---

## Fünftes Kapitel.

---

Evelyns feines Gefühl sagte ihr augenblicklich, daß irgend Etwas in der Luft liege. Sie begegnete Blicken, welche sie befremdeten und sie hörte im Tone Derer, die mit ihr sprachen, eine Veränderung heraus, die bei den Herren den Anstrich einer gewissen Nachlässigkeit hatte, bei den Damen in kühler Reserve sich kund that.

Die Rückfahrt verlief unbehaglich. Eine Unterhaltung wurde nur mühsam durchgeführt. Lady Ashley fühlte eine tiefe Beklommenheit, die sie nicht verbergen konnte. Wenn dies Alles wahr wäre, so mußte sie allerdings wünschen, Blanche und Viviane von der zärtlichen Vertraulichkeit mit dieser schönen Frau zurückgehalten zu haben. Und weshalb sollte nichts Wahres an der Sache sein? Graf Thurna's

Kühnheit, um nicht zu sagen nonchalante Keckheit war bekannt. Ihm hätte Mancher einen solchen coup d'état zugetraut. Er war von jeher im Grunde nichts Anderes gewesen, als ein vornehmer Abenteuerer, heimatlos, unstät und zu jedem Bravourstück bereit. Eine Frau entführen und mit ihr in einem andern Lande, in der ersten Gesellschaft eine Zeitlang brilliren, das sah ihm gar nicht so unähnlich!

Lady Ashley bewahrte ihm, um ihres verstorbenen Sohnes willen, eine warme Freundschaft, ein mütterliches Wohlwollen und war geneigt, sein zweckloses Leben mit Nachsicht zu beurtheilen, aber dies ging zu weit! Das war audace, Herausforderung!

Und Evelyn? Ein tiefes, christliches Mitleid war der guten Lady erste Regung. Armes, armes Kind! War sie wirklich nur eine schöne Blume, die er heute an die Brust steckt, um sie morgen fortzuwerfen?

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als sie ankamen, dennoch sagte Lady Ashley, nachdem

sie die überzärtlichen Begrüßungen ihrer Enkelinnen sanft von Evelyn abgewehrt hatte:

„Würden Sie noch mit mir in mein Ankleidezimmer kommen? Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Evelyn fuhr auf, eine bange Ahnung erfaßte sie und schweigend, mit gesenktem Blick folgte sie der Lady in deren Privatzimmer, welches sie noch nie betreten hatte, in welchem Mylady nur intime Freundinnen empfing. Wie behaglich es aussah, mit den verhangenen Fenstern, dem großen, mit Perlmutter eingelegten Toilettentisch und dem weiten Kamin, dessen Kohlenfeuer das graurothe Muster des Dielteppichs mit rothem Schein überfärbte.

Neugierlich und schüchtern nahm Evelyn den gebotenen Sessel ein und Lady Ashley nahm ebenfalls Platz, das bleiche, bekümmerte Antlitz zum Feuer kehrend.

„Ich habe heute Dinge gehört, die ich Ihnen wiedersagen muß, meine Liebe, damit Sie dieselben berichtigen können.“

Evelyn fühlte, daß ihr sehr heiß wurde. Sie mußte sich sagen, daß sie sich diesen peinlichen

Augenblick hätte ersparen können, wenn sie schon früher den Muth gehabt, ihrer Wirthin die volle Wahrheit zu sagen.

„Kennen Sie Mr. Lovell?“

Evelyn schüttelte den Kopf.

„Er will Sie auf einem Ball am Hofe des Herzogs von — gesehen haben, und er gab Ihnen einen andern Namen, als Sie jetzt führen.“

„Tesselfhof!“ murmelte Evelyn mechanisch.

Mylady ließ die Hände in den Schoß sinken.

„Das ist also wahr! Und Ihr Mann lebt noch!“

„O Mylady!“ rief Evelyn, in Thränen ausbrechend, „welch ein Vorwurf liegt in diesen Worten? Seien Sie nicht hart gegen mich, ich that nichts Verdammenswerthes! Wir sind gesetzmäßig geschieden . . . ich war frei, als ich Gräfin Thurna wurde! O, glauben Sie, daß ich sonst den Muth hätte, hier, vor Ihnen zu erscheinen?“

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen,“ sagte die Lady, tiefaufseufzend, „ich bitte Sie, ich bitte den Grafen Lorenz um Vergebung, aber

traurig bleibt die Sache doch. Würden Sie sich entschließen können, mir Alles zu erzählen?"

Evelyn brauchte einige Zeit, ehe sie ihre Thränen getrocknet hatte, aber dann begann sie mit dem Anfang, mit ihrer Kindheit. Ihr ganzes kurzes Lebensbild, arm an großen Ereignissen, aber reich an Enttäuschungen, Kämpfen und voll von vergeblicher Sehnsucht nach Frieden und Licht, rollte sie auf. Sie ließ Nichts fort, was ihrer Zuhörerin über den Verlauf der Sache Licht geben konnte. Sie entschuldigte sich nicht und klagte sich nicht an, sondern erzählte. Schritt um Schritt weitergehend bis zu dem Moment, wo sie die Scheidungsakten unterschrieben, ihr Schicksal von dem ihres bisherigen Gebieters gelöst hatte!

Lady Ashley hörte zu, ohne sie zu unterbrechen. Als Evelyn hier aufhörte mit den Worten: „das Uebrige wissen Sie schon!“ sagte sie gedankenvoll:

„Die Welt hat wieder einmal das Schlimmste angenommen und soll den wahren Sachverhalt erfahren. Verlassen Sie sich darauf. Doch ach, mein

Kind, um Ihetwillen wünschte ich, es wäre Alles anders gekommen!“

„Es konnte nicht anders kommen,“ rief Evelyn zitternd, „Alles, Alles, Zufälligkeit, äußere Umstände, Zusammentreffen der Ereignisse woben sich weiter und weiter. Konnte ich mehr thun, als ihn an jenem schrecklichen Abend von mir schicken auf immer? Und er ging, er gehorchte, aber das Schicksal führte uns wieder zusammen!“

„Ich sage nicht, daß Ihr Wille schlimm gewesen, oder daß der Kampf nicht übermenschlich war, aber, o, Evelyn! . . . es gab eine Stunde, in welcher Sie selbst, und Sie allein, Ihr Schicksal in der Hand hielten, . . . eine Stunde, in der Ihnen der Weg, den Sie gehen mußten, klar vorgezeichnet war . . . und um Ihetwegen wünschte ich, Sie hätten ihn eingeschlagen.“

„Von welcher Stunde reden Sie?“ fragte Evelyn ängstlich.

„Damals, als Ihr Mann zu Ihnen kam und um Ihre Vergebung, um Ihre Liebe, um Ihr Leben bat . . . vielleicht ist ihm selbst in jener Stunde

erst klar geworden, wie sehr er Sie liebte, vielleicht lag ein neues Leben vor Ihnen . . . auf jeden Fall lag Ihre Pflicht vor Ihnen, und Sie sagten: Nein!“

„Ich konnte nicht anders!“

„Nicht das kleine Wörtchen: ich will! aussprechen? O, daß Sie es blindlings gethan hätten, so hätten Sie einen Frieden gefunden, mein armes Kind, nach welchem Sie sich jetzt vergeblich sehnen werden.“

„Vielleicht, ich habe mir das schon selbst gesagt, aber trotzdem, ich konnte nicht.“

„Evelyn, Ihr Mann ist ein guter Mann, sagten Sie es nicht?“

„Mein — o, von wem sprechen Sie jetzt?“ flüsterte sie erglühend, in Verwirrung.

„Von ihm, der vor Gottes Augen Ihr Gatte ist.“

„Lady Ashley!“ rief Evelyn erbleichend.

„Liebling, ich kann es nicht ändern. So steht es geschrieben, klar und deutlich. Wagen Sie es, Gott corrigiren zu wollen? Doch ich komme noch

einmal auf meine Frage zurück. Er war gut und wenn er auch derb war, so liebte er Sie doch herzlich. Hätten Sie ihm Ihre Neigung zu Thurna bekannt —“

„Ich — ihm!“

„Ja, so hätte er in der Stimmung, die ihn beherrschte, vergeben, Sie wären die verheimlichte Last von Ihrem Gewissen los geworden . . . o! Was wäre das nicht schon werth gewesen? Sie hätten eine neue, freudige Kraft des Ueberwindens gefühlt und hätten den Segen aufrichtigen und demüthigen Gehorsams gesucht. Er bleibt nie aus!“

Evelyn antwortete Nichts. Die Lady erschien ihr grausam und unerbittlich.

„Statt dessen,“ fuhr dieselbe kummervoll fort, „wählten Sie das blendende Glück. Hat Ihnen dasselbe in jener Unterredung mit Ihrem Mann nicht schon vorgeschwebt? War es wirklich nur, daß Sie das Vertrauen zu ihm verloren hatten, was Sie bewog, ihn abzuweisen?“

„O, Mylady, seien Sie barmherzig! Fühlen Sie mit mir! Ein so langes dunkles Leben lag

hinter mir, in welchem ich mich unbewußt immer nach ihm sehnte, der wie ein Stern über meiner Kindheit stand. Ich hatte ein so unaussprechliches Verlangen nach einem Sonnenblick, ich war so unverstanden, so arm, so —“

Ihre Thränen flossen reichlicher und Lady Ashley legte den Arm liebevoll um die zitternde Gestalt.

„Ich will nicht tadeln, Liebling, ich beklage Sie nur! Ich sehe es täglich, ich sah es am meisten in der Kirche, daß Sie trotz alledem nicht vollkommen glücklich sind! Sie haben einst vor dem Altar einem Manne lebenslängliche Treue geschworen . . . wie war Ihnen zu Muth, als Sie an dieser heiligen Stätte zum zweiten Mal die Worte wiederholten?“

„Ich — das — es fand gar nicht statt . . .“ stammelte Evelyn, „er wollte mich nicht aufregen, und die Ceremonie unterblieb. Die Trauung war nur gerichtlich.“

Lady Ashley fühlte im ersten Augenblick einen lähmenden Schrecken. Für eine treue Anhängerin der englischen Hochkirche war dieser Gedanke un-

erhört. Es entstand eine lange Pause und Evelyn fühlte, daß sie die freimüthige, herzliche Liebe der Lady für immer verloren habe.

„Armes Kind!“ war Alles, was sie sagte.

„Ich war damals schwach zum Verlöschen,“ sagte Evelyn seufzend, „apathisch, krank, elend . . .“

„Ja, ja, ich begreife wohl, aber es war immer noch Zeit, nachzuholen, was versäumt worden war.“

„Es war in Lacosta unmöglich,“ versetzte Evelyn entschuldigend.

„Sie sagten mir aber, Lacosta wäre nur wenige Eisenbahnstunden von Rom entfernt . . .“

Evelyn schwieg. Die Wahrheit zu sagen war der in Lacosta verbrachte Sommer ein langer, glücklicher Traum gewesen, in welchem sie weder gedacht noch gegrübelt hatte.

„Vielleicht aber,“ fuhr die Lady fort, bestrebt, das Beste zu hoffen, „hielt eine, mir sehr begreifliche Scheu, Sie Beide davon ab, die Kirche um ihren Segen zu bitten. Ein ernster und gewissenhafter Geistlicher hätte die Trauung auch nur mit schwerem Herzen vollzogen.“

„Aber wir sind getraut, gesetzlich, unumstößlich!“

„Und hat jener Akt Sie mit dem Bewußtsein erfüllt, in einen von Gott beschirmten Hafen eingelaufen zu sein?“

Die arme Evelyn mußte sich gestehen, daß jener kurze, geschäftsmäßige Akt auf sie überhaupt gar keinen Eindruck gemacht, ja, zeitweise ihrem Gedächtniß wieder ganz entglitten war, so daß sie sich des Vorganges nur schwach erinnerte. Da sie der Lady nicht antwortete, entstand eine lange Pause. Bekommen und ängstlich erhob sie sich endlich um zu gehen. Lady Ashley's Augen standen voll Thränen, ihr Gesicht war voll Mitleid, als sie sie entließ.

Evelyn eilte in ihr Zimmer. Wie ein verlassenes Kind stand sie hier, starrte um sich und warf sich leidenschaftlich weinend auf den Sopha: „O Lorenz, Lorenz, wo bist Du jetzt, um mich zu trösten!“

Der nächste Tag trug noch das Kolorit ihrer trüben Stimmung. Alles erschien ihr grau und frostig. Sie studirte das Benehmen ihrer Umgebung,

fand Lord Ashley steif und förmlich, Blanche und Viviane etwas unsicher, die andern Damen zurückhaltend. Sie bildete sich ein, hier nur geduldet zu werden und ihre Sehnsucht nach Thurna steigerte sich bis zur Verzweiflung.

Am Abend blickte Lady Ashley sie liebevoll an, nahm ihre Hände und sagte: „Es zerreißt mir das Herz, Sie so unglücklich zu sehen, meine Liebe. Ich habe nicht verfehlt, heute früh an Lady Fairfax ein Billet zu schreiben, worin ich die Uebertreibungen boshafter Zungen berichtigte.“

„Danke,“ murmelte Evelyn.

„Wollen Sie mir versprechen, Liebling,“ fuhr die Lady fort, „inmitten Ihres Glückes immer daran zu denken, daß da Etwas ist, das höher und fester ist, als Alles irdische Glück?“

Evelyn sah betroffen aus, versetzte aber: „ich will es versuchen.“

„Es ist der beste Rath, den ich Ihnen geben kann. In Leid und Trübsal suchen wir Ihn von selber, aber schwer ist es, in den goldenen Augenblicken des Lebens daran zu denken, daß unser

Schatz im Himmel ist! Ferner, meine Liebe, wollen Sie mir manchmal schreiben und wollen Sie mir das Recht einräumen, Sie immer wieder an Ihn zu weisen, von dem allein Hilfe kommt.“

„Meine gütige Mutter!“ rief Evelyn und die Thränen stürzten ihr aus den Augen, während sie sich über die Hand der Lady beugte.

Sie fühlte sich für heute etwas beruhigt und getröstet, aber am nächsten Tage kehrte Verzweiflung und Unruhe zurück. Sie nahm ein Tuch um und stahl sich hinaus in den Park. Ein feiner Staubregen sprühte herab, die Baumgruppen waren in Nebel gehüllt. Fröstelnd ging sie in einer Allee auf und nieder, in Gedanken an Thurna schreibend, er möge wiederkommen und sie erlösen, als sie einen Wagen rollen hörte, ihn halten sah, und einen leisen Jubelruf ausstieß. Graf Lorenz war herausgesprungen, er kam auf sie zu, erfaßte ihre Hände und zog sie an sein Herz.

War das einer jener goldenen Augenblicke, bei denen sie an eine höhere Seligkeit denken sollte? Ach! Nicht um einen Zoll höher, als bis zu seiner

Stirn erhoben sich ihre Gedanken, dort, in diesen funkelnden, zärtlichen Augen suchten sie Schutz und Ruhe.

Als Thurna endlich sprach, waren es etwas unerwartete Worte:

„Evelyn! Könntest Du Stiefel bis an die Kniee tragen? Sprich! Rasch! Rasch!“

„Natürlich könnte ich, aber was —“

„Still! Könntest Du eine Nacht in einem shootinghouse schlafen, durch dessen Lücken der Wind bläst?“

„Auf einem Baum, wie Robinson Crusoe, mit Strumpfbändern angebunden, wenn Du es wünschst, Du wunderlicher Kenzo!“

„Kannst Du Haferbrod essen? Ja? Nun höre! Nie wieder unternehme ich eine Jagdpartie, sei es auf Kaninchen oder Hyänen ohne Dich. Es war fürchterlich! Und Du, Du hast hier unterdessen herrlich und in Freuden gelebt. Natürlich. Wer war jener Mr. Mortimer, von dem Du mir so en passant schriebst, er sei sehr liebenswürdig?“

„Es war der Großvater des hiesigen Pfarrers,“ sagte Evelyn lachend, alle ihre Sorgen waren zer-  
ronnen wie Nebel vor der Sonne.

„So, nun das ist gut. Aber was haben sie hier mit Dir gemacht, daß Du so blaß aussiehst? Ich kann mir's übrigens denken. Mir scheint, Priester und Leviten haben versucht, Dich in ihre Netze zu ziehen.“

„O, Lorenz, Lorenz, ich habe nur erkannt wie schlecht ich bin.“

„Gut genug für mich, mein Kind, und das ist die Hauptsache! Herzchen, Alles, nur kein weit-  
schweifiges Liebäugeln mit den eigenen Fehlern. Hast Du Dich vergangen, so sprich: Pater peccavi! Das genügt, ja, dem Sünder ziemt vor Allem eine gewisse Bescheidenheit! Komm, komm, ich will Dein Beichtvater sein, das ist die erste Pflicht des Gatten!“

Aber Evelyn hielt es für besser, ihm Nichts von der Begegnung mit Lovell zu erzählen. Sie berichtete nur ihre Unterredung mit Lady Ashley. Thurna lachte, küßte ihre Thränen fort und sagte endlich:

„Genug hiervon. Ich sehe, Ashleycastle ist ungemüthlich geworden. Wie nun weiter? Willst Du das Leben im Hause Sir Ruthwells von seiner ‚dashing side‘ kennen lernen und den Mistelzweig dort über der Thüre hängen sehen, oder soll ich Dich nach Paris bringen, wo bald die Augen, die Gasflammen und die Brillanten am hellsten strahlen?“

---

## Sechstes Kapitel.

---

Paris! — Paris mit seinem Champagner, seinen Brillanten, seinem unerschöpflichen prickelnden Lachen, seiner unverwüftlichen Insouciance . . . und doch ist das Alles vielleicht falsch ausgedrückt. Es sollte heißen: Paris in ihrer ewig jungen Freude, denn diese Stadt vor allen Andern ist ein Weib und zwar das schönste, heiterste, leichtsinnigste und bestrickendste Weib.

Die Bekanntschaft dieser juwelengeschmückten Bühnenkönigin zu machen, und zwar an der Hand eines Mannes wie Graf Lorenz, hatte für Evelyn während der ersten Zeit etwas Berausches. Es war ihr, als hätte sie noch nie gewußt, was lebendiges Leben sei.

Es ging auch in der ersten Zeit ganz gut, denn Evelyn wollte erst den Schauplatz dieses bunten

Lebens, die Stadt selbst mit all ihren Kunstschätzen kennen lernen, ehe sie sich der Gesellschaft vorstellen ließ. Was konnte ihm lieber sein? Sie lebten so incognito, wie ein Lorenz Thurna nur incognito leben konnte, fuhren heute nach Versailles, morgen nach St. Cloud, durchwanderten heute Königspaläste und morgen Museen. Es war für ihn ein wahrer Genuß, diese Frau, die ihn wie keine Andere begriff und verstand, einzuführen in alle die Gebiete, darinnen er ein anderer Mensch, ein Künstler war. Sie studirten, sie lasen, sie sahen zusammen, sahen, nicht mit dem Auge schaulustiger Touristen, die jede Galerie durchheilen, um sie gesehen zu haben, sondern, sie ließen sich von Allem zurückführen in die Vergangenheit, lebten noch einmal durch, was einst die Herzen bewegt hatte.

Zu Hause — und dies zu Hause war das mit Kunst und Luxus überschüttete Palais eines Mannes, der von weiten Reisen mitbrachte, was seine Phantasie begehrte; zu Hause schrieben und sprachen sie dann über das Gesehene.

Dann aber begann die unvermeidliche Visiten-

tourné und daran schlossen sich die Einladungen zu Diners, Soupers, Bällen, Gesellschaften und die Theater und Konzertbesuche. Es war für Graf und Gräfin Thurna unmöglich, in Paris anders zu leben, und sowie ihr Haus völlig eingerichtet und mit der nöthigen Dienerschaft ausgestattet war, gab Thurna selbst seiner Frau den Rath, ihre Salons einmal in der Woche zu öffnen. Dies geschah und hatte die Folge, daß an diesen Empfangsabenden kaum ein Apfel zur Erde fallen konnte. Gräfin Thurna hatte bei ihrem ersten Erscheinen alle Herzen, wenigstens die der Männerwelt, erobert. Da kein Chevionne dabei war, der ihr Herz durch Beschreibungen ihrer Mutter rührte, so ging die Sache scheinbar recht gut. Graf Lorenz hatte sich darauf gefaßt gemacht, seine Geliebte als Königin der Saison glänzen zu sehen und obwohl es ihn anwiderte, sie gleichsam zur Schau gestellt zu sehen, obwohl seine Hand oft zuckte, wie die Hand des Corsen nach dem Stiletto fährt, so beherrschte er sich doch, wie er sich's gelobt hatte, nannte sich selbst einen Einfaltspinsel und versuchte, ihr blindlings zu vertrauen.

Von Zeit zu Zeit pflegten sich Gelehrte der Akademie und Künstler, unter welchen Graf Lorenz als Mäcen ersten Ranges galt, zu einem „freundschaftlichen Abendessen“ in seinem Hause zu versammeln. Die überaus vorsichtige Auswahl dieser Gäste bewirkte, daß ein solcher Abend für Evelyn zu einer Quelle ungetrübter Freude wurde. Die sonst übliche Toilettenschau der gewöhnlichen Soireen, mit dem dazu gehörenden geistreichen aber inhaltslosen Geschwätz blieben fern. Es war ein Hochgenuß, Thurna mit diesen Männern reden zu hören und sie selber fühlte sich in ihrem Element. Ihre anmuthige Unterhaltungsgabe, verbunden mit tiefem lebhaftem Interesse, für jedes anregende Gesprächsthema, fanden hier reiche Nahrung, und wenn sich mit ihrer sanften Beredsamkeit eine schelmische Heiterkeit paarte, so trieb sie den kühnsten Pariser mit sammt seinen schlagfertigen Bonmots aus dem Gleichgewicht weltstädtischer Blasirtheit, in die enthusiastische Ekstase eines jungen Studenten.

Sie ahnte dies selbst nicht. Anregende Gespräche waren ihr immer nur Zweck gewesen, nie

das niedrige Mittel um ihre Schönheit durch Geist zu beleben. Durch diese Unbefangenheit behielt ihr Wesen stets den Zauber der Natürlichkeit. Wäre sie eiler gewesen, d. h. sich der Wirkung ihrer Erscheinung bewußter, sie hätte Thurna manche schwarze Stunde ersparen können!

Um sie nicht zu verschüchtern, um sie nicht zu ängstigen und zu quälen mit seiner grundlosen Eifersucht, sagte er ihr nie ein Wort und versagte sich lieber auf einen ganzen Tag das Glück ihrer Gesellschaft, als daß er sie sein blaßes, verstörtes Gesicht sehen ließ. Dann lief er lieber stundenlang im winterlichen Bois de Boulogne umher und einzelne Spaziergänger blickten ihm verwundert nach. „Sie liebt Dich nicht!“ sagte ihm dann sein Dämon, „sie hat für jeden dasselbe holde Lächeln. Und wie sie einst um Deinetwillen einen Tesselhof verließ, so kann sie eines Tages um eines Andern willen Dich verlassen!“ und er griff sich mit der Hand an die Stirn, bei sich denkend, so müsse einem Verdammten in der Hölle zu Muth sein, der dazu

verurtheilt sei, ohne festen Boden unter sich, ewig in der Luft zu schweben.

Eine seltsame Nemesis!

Diese Narrheit, wie er es nannte, überfiel ihn, je mehr der Winter hinstrich, immer häufiger, und da er entschlossen war, in ihr eine Geisteskrankheit zu sehen, ging er eines Tages zu einem berühmten Irrenarzt und bat ihn um eine genaue Untersuchung und Prüfung. Der Irrenarzt, ein alter, weiser Mann, lachte ihn zuerst aus.

„Und woraus schließen Sie denn, daß Sie im Begriff stehen den Verstand zu verlieren?“ fragte er, ihm forschend in die Augen blickend.

„Ich leide an einer wiederkehrenden fixen Idee, welche unsinnig ist.“

„So kurz lasse ich mich nicht abspesen, eher comte! Erzählen Sie mir genau, wodurch dieselbe entstanden ist.“ Graf Lorenz that dies. Der Arzt hörte der langen Erzählung, die er theilweise schon kannte, aufmerksam zu, dann blieb er eine Zeitlang nachdenklich.

„Beruhigen Sie sich vollständig,“ sagte er

endlich, „Sie verlieren den Verstand so wenig wie ich.“

„Sie nehmen mir meine einzige wahre Beruhigung fort!“ sagte Graf Lorenz bitter.

„So, so — nun ja, ich begreife. Die ganze Sache ist weiter nichts, mein Herr, als daß Sie ein zarteres Gewissen haben, als ich, pardon! je beim Grafen Lorenz Thurna vermuthet hätte!“

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen.“

„Eben, eben! Nichts . . . und doch!“

Sehr ärgerlich ging Thurna von dieser sonderbaren Diagnose nach Hause, wo ihn Evelyn mit einer stummen Umarmung empfing und alle seine schwarzen Sorgen fortlächelte.

Evelyn fand hier in Paris noch weniger Zeit nachzudenken, als in Lacosta. Ashleycastle gehörte zu den Erinnerungen, bei denen sie nicht gern verweilte und Lady Ashley's anfangs häufige Briefe wurden durch so eilige Billets beantwortet, daß die Korrespondenz bald einschlies. Evelyn hatte einmal im Strudel der Gesellschaft allerdings keine Zeit zu langen, schriftlichen Ergüssen; noch schwieriger aber

war die Frage zu lösen, was sollte sie der Lady schreiben? Ihr Leben war ein Wechsel von Unruhe und tiefer Abspannung. Stunden, in denen ihr klar wurde, daß der Frieden, den die Welt giebt, nur ein narkotisches Betäubungsmittel ist.

Diese ganze Saison war nachher in ihrem Gedächtniß ein einziger glänzender Wirbel, nur ein Tag hob sich, als Thatsache, als wirkliches Erlebnis aus dem Ganzen ab, und das war Susi's Hochzeitstag.

Es hatte einige Zeit gedauert, bis Susi's Verwandte in Thüringen, brave Schuhmachersleute, in Weimar ansässig, ihre Einwilligung zur Heirath ihrer Nichte mit „Einem von denen papistischen Welschen, was Alles Jesuiters wären,“ gegeben hatten, und ohne den Segen ihrer Verwandten wollte Fräulein Susi schlechterdings nicht heirathen. Endlich herrschte dann Friede und Ausöhnung, Gräfin Thurna schenkte die Aussteuer, und Susi hatte, wie sie sich's wünschte, eine „ordentliche Hochzeit“ mit Hochzeitsrede, Orgelspiel, Gesang, Blumen und Brautjungfern. Die Trauung fand in der nächsten

Kirche statt und Evelyn war dabei anwesend. Es war wirklich eine schöne Rede, das Paar sah stattlich aus, Joseph strahlte, sein Herr Graf hatte ihm ein splendides Hochzeitsgeschenk gemacht, es bestand in dreiwöchentlichem Urlaub und dem nöthigen Gelde, um mit seiner jungen Frau zu deren Verwandten zu reisen!

Evelyn kehrte von dieser Feier mit thränen-nassen Augen heim. Das Paar war gleich nach der Trauung auf den Bahnhof gefahren und Susi hatte ihr die Hände mit Küssen bedeckt. Evelyn sah ihr strahlendes Gesicht immer noch vor sich, während sie an ihrem Schreibtisch saß und einige Einladungskarten durchsah. Thurna kam herein, sah augenblicklich die Thränen in ihren Augen und trat neben sie, sich zu ihr herabbeugend.

„Was ist das, Evelyn?“

„Ich bin traurig, Lorenz!“.

Sie hatte eine Art, das zu sagen, und den Kopf an seine Brust zu lehnen, die ihn entzückte. Es lag darin das ruhige Abwarten seiner Hülfe, die Ueberzeugung, daß er allein helfen könne,

und das liebte er, das machte ihn glücklich auf lange.

„Weshalb gingst Du zu der Trauung, Liebling, Du weißt, ich bat Dich, es nicht zu thun.“

„Ich begriff Dich nicht, aber o! jetzt weiß ich, was mir daran so schmerzlich war. Lorenz, Lorenz, kann man . . . läßt sich das nicht nachholen?“

Er lachte nur.

„Herzchen, das nennt man l'esprit de l'escalier . . . wir wollen uns doch nicht lächerlich machen.“

„Mir zu Liebe.“

„Schöner Engel, ich will Dir zu Liebe Kronen aus der Erde stampfen, aber nach Canossa geht ein Lorenz Thurna nicht!“

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Um! Ich habe Dir nie davon erzählt, aber Du kannst es ja jetzt erfahren. Als ich damals unsere Civiltrauung ins Werk setzte, und schon das war kein leichtes Stück Arbeit, schrieb ich auch im ersten Impuls an den Pfarrer Hochberg in Dornburg und bat ihn, nach Rheineck zu kommen und die kirchliche Ceremonie möglichst geräuschlos zu voll-

ziehen. Eh bien, der Mann, den ich für die personificirte Milde hielt, hat mir einen Brief geschrieben, den ich nicht an den Spiegel steckte! Er kleidete übrigens seinen Bannfluch in die Form der flehenden Bitte, nicht etwas von ihm zu verlangen, was gegen sein Gewissen sei! Nun, wie ihm beliebte. On peut s'en passer!“

„Ach. Lorenz!“

„Ja, mein Kind, sieh nicht so erschrocken aus. Herzen können weder durch Priesterwort noch Ehekontrakt gebunden werden, es ist unmöglich . . . ja, wenn das eine Garantie dafür böte, daß . . . doch genug. Ich will von andern Dingen reden. Paris ist mir sehr verleidet, der Champagner enthält eine bittere Gefe! Auch Du bist etwas blaß, etwas niedergeschlagen, wenn Du Zeit findest, Beides zu sein. Evelyn, hast Du schon jemals Xeres getrunken? Warte!“

Er holte seine Violine aus dem Kasten und begann eine Melodie zu spielen, voll Wohlklang, Rhythmus und Majestät. Evelyn glaubte einen fried-

lichen Zug ernster Mönche aus den Thoren eines alten Klosters wallfahren zu sehen.

„Hörst Du's?“ frug Graf Lorenz, „baut sich's nicht auf, wie die Kathedrale von Sevilla oder wie ein maurischer Sultanspalast? Hörst Du nicht den Dauro rauschen und siehst Du nicht die Myrthenwildniß in den Höfen der unsterblichen Alhambra? Das Beste habe ich uns noch aufgehoben, ich habe Dir Spanien noch nicht gezeigt!“

„Und es ist das Beste?“

„Wie kannst Du fragen? Wohl wahr, Rom steht auf klassischem Boden, aber die sieben Hügel sind bereits glatt getreten von den Millionen Füßen schaulustiger Touristen, die seit Jahrhunderten jeden Marmorblock und jeden heiligen Knochen umgedreht und beschnüffelt haben! Doch die Herrlichkeit der alten Maurenherrschaft an den Ufern des Tajo und Guadalquivir, die zusammengestürzte Weltmacht von Madrid gleicht einer alten, ins Meer versunkenen Wunderstadt. Selten gleitet ein Taucher hinab und durchwandert staunend die goldenen Gassen, darinnen die Geister der schönsten Sultaninnen, der tapfersten

Könige und der finstersten Priester an ihm vorüber-  
schweben! In den Todtenhallen des Escurials,  
dieses nächst den Pyramiden grandiosesten Mausoleums,  
welches nur je Königshand errichtete, und  
in den lichtvollen Säulenhöfen jenes verkörperten  
Märchens, der Alhambra, habe ich diese Empfin-  
dung gehabt, untergetaucht zu sein in die fernste Ver-  
gangenheit. Welche Namen, welche Gestalten, welche  
Poesie, von der kein anderes Land etwas ahnt!“

Er hielt inne und blickte überlegend vor sich hin.

„Atalaya, meine stolze Hochwarthe, ist kaum  
bewohnbar,“ fuhr er endlich fort, „sonst hätte ich  
Dich längst schon hingebacht. Aber das alte Schloß  
am schroffen Felshang der Südküste gelegen, zerfällt  
seit hundert Jahren zur Ruine. Aus meiner frühesten  
Kindheit erinnere ich mich marmorgedieelter Säle, in  
denen der Stuck allmählig von der Decke fiel. Ich  
erinnere mich einiger Prachtgemäcker, in denen meine  
schöne Mutter wohnte, einer offenen Säulenhalle,  
hoch über der Oleander- und Palmenwildniß der  
Gärten, ferner standen vier andalusische Hengste  
und die braunen Maulthiere in gewölbten Ställen

vor Marmorkrippen! Als ich vor fünf Jahren wieder da war, fand ich die Krippen zerbrochen, die Säulen geborsten und durch die Fenster blies der Wind! Aber das soll nun anders werden. Estévan, der Rentmeister, wird einige Zimmer bewohnbar machen, und bis dieselben zu Deinem Empfange bereit sind, zeige ich Dir Madrid, Murillos Gemälde und unseren ersten Stierkämpfer! Einverstanden?“

„Natürlich!“ sagte sie und er ging sogleich in sein anstoßendes Zimmer, um die nöthigen Briefe zu schreiben. Sie hörte wie er sich setzte, ein „was soll das heißen?“ murmelte, und dann wieder aufstand und langsam zurückkam, in der Hand hielt er einen offenen Brief.

„Nun sieh, Evelyn, das nennt man Schicksalstücke. Hier finde ich eine Nachricht, die mich mehr alterirt, als Du begreifen kannst, die mich an ein fürchterliches Versprechen mahnt, welches ich mir in einer unbewachten Stunde entreißen ließ! Mein Onkel Rudolph ist lebensgefährlich erkrankt und beruft mich zu sich.“

„Wohin?“ rief sie zusammenfahrend, „auf  
— die —“

„Was kann es helfen? Ich muß. Ich habe ihm mein Wort gegeben, daß, wenn ich mich noch bei seinen Lebzeiten verheirathen sollte, (das hieß nach meinen damaligen Ansichten soviel wie, wenn ich noch bei seinen Lebzeiten den Mond vom Himmel holen sollte!) ich der Herr der Dornburg werden und dort mein bleibendes Domicil aufschlagen sollte! Ja, wer dachte denn, daß . . .! und jetzt? o, Evelyn, Evelyn, was hast Du angerichtet!“

„Ihr Männer habt eine bewunderungswürdige Fähigkeit, die Ursache all Eurer Mißgeschicke auf uns zurückzuführen.“

„Natürlich, denn seitdem Eva ihrem Gemahl den Apfel reichte, haltet Ihr den Schlüssel zu unserem Geschick in Händen! Aber genug, jetzt sage mir, Angela, was sollen wir Zwei auf der Dornburg anfangen?“

„Wir — Zwei?“

„Flatterhaftes Weib, willst Du fahnenflüchtig werden?“

„O Lorenz . . . reise hin, überrede ihn! Vielleicht nimmt er ein furchtbares Versprechen von Dir, und ich brauche nicht in der Gegend zu leben!“

„Ganz schön, aber das können wir Beide zusammen mit ihm ausmachen! Komme nur mit Evelyn! Ich Dich in Paris lassen! Kein übler Gedanke, das! Wenn mich Etwas mit dem Leben auf der Dornburg ausföhnt, so ist es die Gewißheit, daß dort die Dompfaffen die einzigen Simpel sein werden, die meiner Geliebten in die Augen sehen!“

---

## Siebentes Kapitel.

---

Der Zug fuhr rasselnd durch die schnell hereinbrechende Dunkelheit des Winterabends. Vor den Fenstern des warmen sanfterleuchteten Coupés wälzten sich die schwarzen Rauchwolken in chaotischem Wirbel vorüber und goldener Funkenregen fiel aus ihnen herab.

Evelyn, das Gesicht an die Scheiben gelegt, blickte hinaus, schauderte und setzte sich dann wieder zurecht.

„Ich weiß nicht, weshalb mir heute Abend Alles so dämonisch erscheint,“ sagte sie mit einem Seufzer und einem hilfeseuchenden Blick in das Antlitz ihres Gemals, „das Stampfen und Schnaufen der Maschine, die Dunkelheit, das wilde Jagen durch die Nacht! Ich höre jammerudes Angstgeschrei in der Luft und

fürchterliche Stimmen, zischend, kreischend und höhrend aus dem Räderrollen . . .“

„Theile noch zehn Jahre mein Zigeunerleben und Du hörst nichts Derartiges mehr,“ versetzte er mit Humor, und legte die Zeitung auf das Spiegeltischchen. Dann breitete er sich die herabgeglittene Belourdecke wieder über die Kniee, lehnte sich zurück und seufzte: „Ach, ich vergaß! Aller Wahrscheinlichkeit nach sind meine Lebensferien bald zu Ende. Caramba! Das nenne ich einen Königsadler in den Hühnerkorb sperren.“

„Bescheidenheit ist Deine geringste Tugend,“ sagte Evelyn mit schwachem Lächeln, „Lorenz, wo sind wir jetzt?“

Der Blick ihrer großen Augen versuchte, unruhig umherschweifend, die Dunkelheit draußen zu durchdringen, ihre Hand stahl sich in die seine.

„Nervöses kleines Frauenzimmer! denke nicht hierüber nach, oder denke vielmehr daran, daß ich mit diesem selben Zuge vor drei Jahren durch diese Gegend fuhr und in jener vortrefflichen kleinen Residenz ankam, der wir zueilen! Mein Schicksal

stand wartend, in Gestalt einer fürchterlich blauen Wolke am rothen Abendhimmel, und ich blinder Erdenwurm (jetzt wage noch einmal zu behaupten, ich ermangelte der Bescheidenheit!) starrte sie an und glaubte mein Schicksal selbst zu machen, indem ich hier übernachtete, anstatt in der Miethskutsche ein Unwetter zu riskiren! Ich mußte nur thun, was längst im Buche der Vorsehung verzeichnet war! — Nun, was giebt's?"

Das Coupéfenster ward herabgelassen und des Schaffners Kopf mit weißbereiftem Bart erschien.

„Um Vergebung,“ sagte er höflich „aber der Gepäcmeister sagt mir eben, daß der gelbe Koffer mit der Grafenkrone nicht verschlossen ist.“

„Hélas!“ murmelte Graf Lorenz, „das kommt davon, wenn man aus Rücksicht auf die Flitterwochen seines Kammerdieners ohne Bedienung über Land zieht! Ich muß auf der nächsten Haltestelle aussteigen und nachsehen. Wann hält der Zug?“

„In zehn Minuten, in Angerode,“ sagte der Mann, das Fenster wieder aufziehend. Evelyn zuckte zusammen und sagte nichts mehr. Endlich verkündigte

mißtönendes Kreischen das Anhalten, der Zugführer selbst öffnete und sagte, der Zug werde warten bis der Herr wiederkomme. Thurua sprang heraus, die Thüre blieb offen und Evelyn blickte mit klopfendem Herzen auf den dunklen, menschenleeren Perron, auf dem nur einzelne, flackernde Gasflammen brannten und sich in den Schneewasserlaken spiegelten. Es vergingen einige Minuten, dann klangen Schritte draußen, ein Herr kam eilig heran, stieg ein und warf die Thüre krachend zu.

„Sind Sie eingestiegen?“ rief die Stimme des Kondukteurs von weitem.

„Ja!“

„Fertig!“

Ein schriller Pfiff und die Maschine zog prustend an. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Der Eingestiegene zog den zottigen Menschikoff um sich, ließ sich wüchtig in einen Sessel fallen und räusperte sich. Dann blickte er auf und sah auf ein todblaßes Weib, sein Weib!

Im ersten Augenblick waren Beide von der Gewalt des Schreckens gelähmt. Sie sahen sich nur

an, starr, unbeweglich, dann jagte eine wilde Furcht Evelyn in die Höhe und sie wäre in der ersten, sinnlosen Verwirrung aus der Thüre gesprungen, hätte dieselbe nicht allen Versuchen, zu öffnen, widerstanden. Tesselhof hustete, blickte aus dem andern Fenster und saß stumm, mit dem unbehaglichsten Gesicht von der Welt da.

Für Evelyn war es die Pein einer Hölle und je länger dies qualvolle Schweigen dauerte, desto mehr steigerte sich ihre Angst. Wie lange war es denn her, daß sie Beide in Angerode eingestiegen waren, um in die Stadt zu fahren, und hatten im Coupé friedlich neben einander gegessen, Haushaltsgeschäfte besprechend!

Und hier saßen sie sich nun wieder gegenüber, und wie sie ihn ansah mit wildem Entsetzen, drängte sich ihr zum ersten Mal voll und ganz die Gewißheit auf, daß weder Abneigung, noch Zeit noch ihre leidenschaftliche Liebe zu einem Andern vernichten konnten, was in sieben langen Jahren des Zusammenlebens sich unauslöschlich mit ihrem ganzen

Sein verschmolzen hatte, das Bewußtsein: er ist Dein Herr! —

Ihr Gatte — denn was, um Himmelswillen war er sonst? Konnte ein Federstrich diese That-  
sache wegstreichen?

Ihre Zähne schlugen wie im Fieberfrost zu-  
sammen, wie sie ihn da leibhaftig und wahrhaftig  
vor sich sah! Was sie sich auch als Beruhigung  
vorhalten mochte — daß ihr in der schwersten  
Stunde der Versuchung der schwerste Kampf ge-  
lungen sei — es brach Alles zusammen vor seiner  
unleugbaren Gegenwart.

„Eine!“ sagte Tesselhof plötzlich, dann er-  
schrak er selber, räusperte sich und stotterte:

„Ich dachte nur — Du müßtest krank sein.“

„Danke. Nein,“ stammelte sie und zog den  
Schleier vors Gesicht, denn eine ohnmächtige Schwäche  
kam über sie.

Wie durch einen Nebel sah sie, daß Tesselhof  
seinen kleinen Handkoffer öffnete und eine flache  
Flasche — wie gut kannte sie diese in Stroh ge-  
flochtene Flasche! — herauszog, den kelchförmigen

Stöpsel etwas ungeschickt füllte und ihn dann hinhielt.

„Trinke nur,“ sagte er dann, immer noch sehr verlegen, „es geht Nichts über einen Benedictiner.“

Sie gehorchte mechanisch, ohne zu wissen was sie that. Der starke Liqueur rieselte wie ein Feuerstrom durch ihren Körper. Auf Tesselhofs Gesicht stand deutlich geschrieben, daß er sie für sterbend hielt.

„Na, that es gut? Du siehst miserabel aus.“

„Es wird vorüber gehen, danke.“

„Eine, was soll denn das heißen, daß Du hier bist? Wo ist denn Dein —“

Ihre Nerven gaben nach. In einen Thränenstrom ausbrechend warf sie sich in die Polster des Sessels und weinte zum Herzbrechen.

Tesselhof war kein Freund von Weiberthränen aber in diesem Augenblick wollte ihm scheinen, als sei die Sache in Ordnung. Seine Gutmüthigkeit siegte über den tiefen Groll, mit welchem er ihrer zu gedenken pflegte. Sie begann ihm leid zu thun in ihrer, wie es schien, trostlosen Verlassenheit.

„Höre mal, Lina,“ begann er endlich hustend, „das Weinen führt zu nichts. Ich sehe nun schon wie die Dinge stehen und — und — Du dauerst mich. Zwar — laß mich's mal von der Leber herunter haben — was Du gethan hast, war nicht schön! Ich rede jetzt nicht davon, daß Du meine Bitte um Veröhnung zurückgewiesen hast, sondern davon, daß Du mich doch hintergangen hast. Das hat mich geschmerzt, Lina, sehr geschmerzt, denn ich habe Dir so kolossales Vertrauen geschenkt. Bis zur Scheidung und noch drüber hinaus, habe ich wirklich geglaubt, was Du mir sagtest: daß Du mich nur verlassen habest, weil ich Dich zu tief beleidigt hätte und Du nicht mehr mit mir leben könntest, weil ich zu grob für Dich sei! Und von alledem war kein Wort wahr, sondern der Thurna steckte dahinter. Das war wie ein Donnerschlag, Lina, als ich hörte, Du seist fort mit ihm nach Italien! Nun fielen mir hundert Dinge ein, die ich nicht beachtet hatte, und es war mir sonnenklar, daß Dein Herz schon längst nicht mehr mir gehörte. Ich hätte das nicht von Dir gedacht, Lina! Siehst

Du, das mußte ich Dir sagen, sonst wäre die Galle drin geblieben — aber jetzt ist das nun Alles vorüber und läßt sich nichts davon ändern, und ich meine nur, wenn Dir's schlecht geht — thut mir's leid — und ich wollte Dir nur sagen: ich will's vergessen daß Du — daß — na kurz — ich trage wohl auch meinen Theil Schuld — bin ein grober Mensch und versteh mich nicht auf Frauenzimmer — na also, gieb mir nur die Hand, Lina, wir wollen uns Nichts nachtragen!“

Während seiner Worte war sie tiefer und tiefer herabgesunken, bis sie ihm zu Füßen lag und die gebotene Hand erfassend, schluchzend ausrief:

„O, ich sehe es jetzt Alles Alles! — Lug und Trug und Falschheit von Anfang an . . . auf welchen Grund habe ich mein neues Leben gebaut? in dieser Stunde erst erkenne ich, daß ein so erkauftes Glück nicht Bestand haben kann! Du bist groß und edel, Theodor, aber ich wünschte, Du wärest härter! Indem Du Vergangenes gutmachen willst, stempelst Du es zu einem nie mehr zu widerrufenden Unrecht!“

Er verstand vielleicht nur die Hälfte dieser gestammelten Worte, aber sein Mitleid stieg.

„Lina,“ begann er endlich bekümmert, „es betrübt mich, Dich so zu sehen! Ich muß Dich was fragen. Du kannst ja Deinem — ich meine mir — Alles anvertrauen . . . bist Du wirklich mit dem Grafen verheirathet?“

Diese Frage von Tesselhofs Lippen, stürzte sie in neue Verwirrungen. Alte, halbvergeffene oder immer zurückgeschleuchte Bibelsprüche standen mit flammenden Buchstaben vor ihrer Seele, Lady Ashleys Worte klangen vor ihren Ohren, und seine Hand erfassend flüsterte sie: „Ich heiße jetzt Gräfin Thurna, Du hast recht gehört, aber wenn ich Dich sehe Theodor, da ist mir, als wäre es Alles nur ein Traum . . . o, wer wird diese Angst von meinem Herzen fortnehmen?“

„Höre, Lina, Du scheinst mir in deplorabler Verfassung! Sag mir nur noch Eins, ist er etwa nicht gut gegen Dich?“

Wieder ein peinvoller Augenblick in diesem seltsamen Examen. Es schien so natürlich, daß er dies fragte, aus seinem guten alten Recht heraus.

Nachdem Evelyn Athem und Kraft gefunden, erhob sie sich . . . Gräfin Thurna vor Theodor Tesselhof auf den Knien? — Absurd! Sie gingen sich ja nichts an! Während sie sich durch diesen Gedanken zu stählen suchte, formten ihre Lippen, dem altgewohnten Gehorsam folgend, die Antwort auf seine Frage:

„Er ist besser, als ich je verdienen werde. Ich trage alle Schuld allein, er hat stets gehandelt, wie der zartfühlendste Ehrenmann!“

Da entstand eine bange Pause. Draußen pffft die Lokomotive weit hinhallend . . . Die Hügel der alten Heimat warfen das Echo zurück. Schnaubend lief der Zug zwischen vielen Gaslaternen in den stattlichen Bahnhof der Residenz ein.

„Wohin reist Du eigentlich?“ fragte Tesselhof hastig.

„Auf die Dornburg.“

„Auf die Dornburg . . . so, so! Nun, die Sache sieht sich da denn doch respektabler an, als ich anfangs fürchtete! Holt Dich etwa der Thurna hier ab?“

Dieser Gedanke schien Tesselhof so fatal zu sein,

daß er, ohne die Antwort abzuwarten, die Thüre öffnete und, kaum daß der Zug anhielt, heraussprang und im Menschengedrange verschwand.

Wenige Minuten später erschien Graf Lorenz in der Thüre, half Evelyn aussteigen und fragte zärtlich: „Hast Du Dich sehr gelangweilt Liebling? Diese deutschen Bahnbeamten sind fürchterlich. Das war kein sybaritisches Vergnügen 20 Minuten lang auf einer Kiste im Packwagen zu sitzen!“

Die Dunkelheit verbarg ihm ihr Aussehen, der Lärm übertönte ihre Antwort. Erst als die trüben Laternen einer Miethskutsche unsichere Streiflichter auf die Pappeln am Wege warfen und der klappernde Hufschlag der Gäule durch die stille Winternacht klang, flüchtete sie an sein Herz und erzählte ihm Alles, aber nicht, um sich von ihm trösten zu lassen. Die Illusion, daß er ihr Trost und Frieden geben könne, war zerronnen, ihr Halbgott war ein irrender Mensch geworden, und obgleich sie ihn vor Andern vertheidigt hätte, bis zum letzten Athemzuge, fühlte sie, daß sie Beide schuldig waren vor Gottes Richter-  
 auge.

---

## Achtes Kapitel.

---

Die Reisenden langten um Mitternacht in Dornburg an. Thurna hatte Alles gethan, was er konnte, um Evelyn zu beruhigen. Er wußte wie peinlich ihr die Situation gewesen sein mußte und ertrug geduldig ihre trostlose Stimmung. Als sie an seinem Arm die alte Schloßstreppe hinaufstieg, war sie wieder ruhig und gefaßt, aber sie hatte ein Gefühl, als sei Freude und Frohsinn für immer verloren.

Ein Mädchen kam ihnen mit einem Licht entgegen, blickte die fremde Dame verwundert an und berichtete flüsternd, der alte Herr habe den Wagen rollen hören und wolle den Herrn Grafen sogleich sehen.

„Ist Frau von Steinbach hier?“

„O, jawohl, die gnädige Frau und Fräulein Emmy pflegen abwechselnd.“

„Ist ein Fremdenzimmer bereit? Die Gräfin ist sehr müde.“

Das Mädchen öffnete etwas verlegen eine Thüre.

„Ja, aber die gnädige Frau sagten, der Herr Graf werde allein kommen . . . da haben wir —“

„Die gnädige Frau irrte sich,“ bemerkte Thurna kurz, „sorgen Sie für die Bequemlichkeit der Gräfin, ich gehe jetzt.“

Er nahm ein Licht und ging. Frau Clementine trat ihm in der Thüre des Krankenzimmers entgegen, reichte ihm frostig die Hand und führte ihn dann hinein. Graf Rudolph lag mit geschlossenen Augen, mühsam athmend im großen, geschmückten Bett mit den grünen Vorhängen. Er hörte die Schritte und richtete sich schwerfällig auf, ein freudiger Ausdruck überflog sein abgezehrtcs runzliges Gesicht.

„Sieh da, mein Junge, da bist Du ja . . . wer sagte denn, Du würdest nicht kommen? Sieh mir die Hand Lorenz! Mir geht es schlecht, es geht zu Ende mit mir! . . . Einen Wunsch hatte ich

noch, Dich zu sehen und zu hören, daß Du Dein Versprechen nicht vergessen hast . . . die Dornburg wartet auf ihren neuen Herrn.“

Seine Stimme war allmählig kräftiger geworden, jetzt drückte er dem Neffen warm die Hand.

„Wir sind sofort nach Empfang Deines Briefes aufgebrochen,“ versetzte dieser.

Frau Clementine wich zurück.

„Wir . . . Lorenz, Du willst doch nicht sagen, daß Du dem Onkel diese — Frau ins Haus gebracht hast?“

„Meine Frau,“ versetzte Thurna, während sein Blick aufflammte.

„Entschuldige mich,“ versetzte seine Cousine die Hände faltend, „aber ich hörte, Ihr wäret nicht mal kirchlich getraut . . . das ist also ein Irrthum. Ich bitte Dich sehr um Verzeihung.“

„Deine Frau,“ wiederholte der Onkel seufzend, „ich will nichts hierüber sagen, Lorenz, es ist Deine Angelegenheit . . . aber wird eine solche Frau hier leben wollen?“

„Eine — solche — Frau? Kennst Du sie denn?“

„Nein, aber ich sage Dir offen, daß ich, als ich Dir's zur Bedingung machte, ein Weib zu nehmen, nicht dran dachte, daß Du Deines Nächsten Weib im Sinne hattest. Möchtest Du den Schritt nie bereuen.“

„O, das wünsche auch ich so von Herzen!“ stimmte Frau Elementine salbungsvoll mit ein.

„Beruhigt Euch deswegen!“ versetzte Graf Lorenz hochmüthig. „Wenn Du sie sehen wirst —“

„Ich möchte sie nicht sehen,“ versetzte Graf Rudolph mit matter Stimme. Frau von Steinbach sah so aus, als wollte sie sagen: Ich kann Dies nun leider nicht mehr vermeiden!

„Ich möchte Dich nicht kränken, Lorenz,“ bemerkte sein Onkel nach einer Pause, „aber lieber wäre mir's abzuschneiden, ohne sie zu sehen, denn, was sollte ich ihr sagen? Daß ich mich freue die Dornburg gerade in ihren Händen zu lassen? Wäre eine Unwahrheit! Daß ich ihr vergebe, Deine Frau geworden zu sein? Wäre eine Kränkung. Also lassen wir es!“

Graf Lorenz verließ das Zimmer, ohne sich umzusehen. Wäre Evelyn nicht so sterbensmüde gewesen, er hätte augenblicklich mit ihr das Schloß verlassen. Als sein empörtes Blut sich abgekühlt hatte, mußte er sich sagen, daß dies sehr unklug wäre, daß er es ihr schuldig sei, zu bleiben und ihr volle Anerkennung zu erkämpfen.

Als Evelyn am nächsten Morgen erwachte und sich allein, in einem wildfremden Zimmer sah, richtete sie sich auf, blickte sich verwirrt um und starrte nach dem Fenster, hinter dessen kleinen, bleigefassten Scheiben die Schneeflocken wirbelten. Sie konnte sich zuerst auf nichts besinnen, so wirr und schwer und schmerzhaft war ihr Kopf. Dann stand sie auf, kleidete sich langsam an und trat dabei an das Fenster. Die Schneewolke war vorübergezogen, weißleuchtend, im Sonnenschein blühend, lagen die waldigen Hügel und Thäler zu Füßen des Schlosses, es sah ihr Alles so bekannt und vertraut aus und doch schauderte sie! Zum zweiten Mal führte das Schicksal sie zurück in die alte Heimat ihres Vaters! Es war, als höre sie eine Stimme, die ihr sagte: Hier sollst

Du leben! Wird sie diesmal glücklicher sein, als das erste Mal?

Als sie fertig angezogen war, verließ sie das Zimmer, fand sich in einer langen Gallerie voller Ahnenbilder und blieb unschlüssig stehen. In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre und eine grau gekleidete, große Frau mit einem langen, eigenthümlich reizlosen Gesicht voller Sommersprossen, trat in die Gallerie.

„Frau von Steinbach,“ murmelte Evelyn schüchtern und streckte die Hand aus, aber Frau von Steinbach steckte ihre Hand in die Tasche und fragte nur: „Wünschen Sie etwas?“

„Ich würde gern wissen, wo Graf Lorenz ist.“

„Beim Onkel. Wünschen Sie noch etwas?“

„Danke, nein. Wie geht es dem Onkel? Will er mich sehen?“

„Graf Rudolph? Sie? Durchaus nicht.“

Frau von Steinbach wandte sich ins Zimmer zurück, „Urban!“ rief sie den alten Diener, „Führen Sie die Dame ins Frühstückszimmer!“

Der alte Mann mit dem runzligen, freundlichen

Gesicht betrachtete ‚die Dame‘ mit einem Gemisch von Ehrerbietung und Neugierde. Er öffnete die Thüre zu einem wohldurchwärmten Thurmzimmer, in welchem ein gedeckter Kaffeetisch stand. Er zündete die Spirituslampe an, schenkte ein und verließ dann geräuschlos das Zimmer. Evelyn fühlte sich so elend und verlassen, wie ein Kind unter „fremden Leuten“, aber ihre Gedanken nahmen sofort eine andere Richtung, als Thurna eintrat, sich zu ihr setzte, und mit Galgenhumor sagte: „Nun, mein Herz, das wird ein köstliches Leben für uns Beide hier oben . . wie?“

„O Lorenz, Lorenz, wenn ich Dich und mich hiervon befreien könnte!“

„Es giebt nur eine Möglichkeit und die ist, wenn mein Onkel auf seiner Weigerung, Dich zu sehen, besteht. In diesem Fall erkläre ich mein Versprechen für null und nichtig.“

„Er will mich nicht sehen!“ flüsterte Evelyn, „es ist also wahr! Lorenz ich kann hier nicht bleiben, ich kann nicht . . . und sollte ich gegen seinen Willen zu ihm vordringen und ihn auf den Knien bitten, daß er Dich frei läßt!“

Frau Clementine saß unterdessen am Krankenbett ihres Onkels und Fräulein Emmy mischte etwas ungeschickt die Limonade.

„Hast Du sie gesehen, Clementine? Ist sie wirklich mitgekommen?“ fragte Graf Rudolph, dem es heute besser ging.

„O, natürlich ist sie mitgekommen.“

„Ich wundre mich, was sie dazu veranlaßt haben mag! Sie kann es doch nicht zum Vergnügen gethan haben.“

„Lieber Onkel, wo es sich um eine Erbschaft handelt, da sind die Leute aus der großen Welt immer pünktlich zur Stelle, nur beim Bezahlen lassen sie sich durch zarte Rücksichten zurückhalten. Und Madame mag ein hübsches Stück Geld brauchen, vielleicht mehr als der arme Lorenz erschwingen kann. Ich warf nur einen Blick auf ihre Morgentoilette, echter, violetter Sammt mit Atlasaufschlägen . . . solch ein Pariser Schlafrock mag mehr kosten, als eine ganze Sommerausstattung meiner armen Emmy!“ und Frau Clementine seufzte schwer. Graf Rudolph stöhnte. „Lorenz ist thöricht gewesen,“ sagte er.

„Ich habe Dir dies Alles vorausgesagt, aber Du wolltest nicht auf mich hören,“ fuhr Frau Clementine unerbittlich streng fort, „ich kannte die Tesselhof und ihre Vorgeschichte. Ich wußte, was das Schicksal des armen Lorenz sein würde, von dem Augenblick an, wo er die Einladung nach Fürstenrode annahm. Solche Frauen setzen Alles durch!“

„Ich glaube Du hattest Recht, Clementine,“ murmelte der alte Necke kleinlaut, und wahrlich er konnte kleinlaut sein! Seit acht Tagen hörte er von nichts reden, als von dem Charakter und dem leichtsinnigen Leben dieser Frau von Tesselhof, die künftig Herrin der Dornburg sein sollte. „Welch ein Gedanke!“ pflegte Frau Clementine, gen Himmel blickend, zu sagen.

Es war kein Wunder, wenn sich dem alten Herrn allmählig die Ueberzeugung aufdrängte, daß es viel vernünftiger wäre, wenn er seine fixe Idee aufgäbe, und die Dornburg sammt seinem Vermögen im letzten Augenblick den soliden Steinbachs vererbte!

Es klopfte leise, leise an die Thüre, Graf

Rudolph richtete sich etwas auf. „Tritt ein, Lorenz!“ sagte er, mit ungewohnter Energie in der Stimme. Man hörte keine Schritte, aber der grüne Vorhang ward leise zurückgeschlagen, eine schlanke Frau, die feinen Hände aufs Herz gepreßt, die großen Augen angstvoll flehend auf den Kranken gerichtet, stand vor ihm.

„Verzeihen Sie, o verzeihen Sie“ . . . flüsterte sie, „aber es gilt, Lorenz zu retten und da wage ich Alles, das Aeußerste!“

Frau Clementine war buchstäblich versteinert, sie konnte sich nicht rühren. Der alte Herr blickte zuerst zürnend und staunend in dies sanfte, schüchterne Antlitz. Im nächsten Augenblick war sie neben dem Bett hingekniet, und beugte das Antlitz über des Greises Hand, ihre Thränen fielen auf dieselbe.

„Zürnen Sie mir nicht, nicht für mich wage ich es, sondern für ihn, den Sie elend machen wollen! Oh, bitte, bitte, mein Dunkel, geben Sie die Dornburg Würdigeren als uns! Geben Sie Lorenz seine Freiheit wieder, er könnte hier nicht glücklich sein!“

War es nuu ihre Stimme oder dies Antlitz

voll unwiderstehlichen Zaubers, dem noch nie ein Mann widerstehen konnte, Graf Rudolph, der auf die Erscheinung einer hochmüthigen Weltbame gefaßt gewesen, fühlte sich bewegt, gerührt, ohne zu wissen weshalb.

„Mit Bittern trat ich über die Schwelle dieses Hauses,“ fuhr sie fort, „mir ist, als müsse es uns Unglück bringen, oder als müsse ich ihm Unglück bringen. O, es kostet Ihnen ja nur ein Wort!“

„Das ist nun zu spät,“ brummte Graf Rudolph, „mein Testament ist gemacht.“

„Sie werden wieder gesund werden, oh, Sie sehen garnicht so krank aus . . . und Sie können es noch ändern!“ schmeichelte sie, „es ist nie zu spät . . . nicht wahr Frau von Steinbach? O, Sie kennen ja Lorenz, Sie hätten dies nicht so weit kommen lassen sollen.“

Frau Clementine sagte garnichts.

Es entstand eine peinliche Pause. Evelyns erste, impulsive Bitte war zurückgewiesen worden, sie begann zu fühlen, daß sie hier eingedrungen sei, sie begriff selbst nicht mehr, wo sie den Muth her-

genommen hatte, es zu thun. Das Blut stieg ihr heiß in die Wangen, ihre Lippen zitterten, sie erhob sich und wollte sich leise zurückziehen, aber Graf Rudolph, der ihr angstvolles Gesicht unausgesetzt beobachtet hatte, erfaßte ihre Hand:

„Golen Sie den Lorenz,“ sagte er, „ich will mit Euch Beiden reden.“

Sie küßte seine Hand, ihr banger, zweifelnder Blick, schien unablässig um ein Wort des Trostes, der Liebe zu bitten. Dann ging sie.

Graf Rudolph lag eine Weile stumm da und schien nachzudenken.

„Die hatte ich mir ganz anders vorgestellt,“ sagte er endlich.

„Nun, ich muß sagen, sie hat einen vernünftigen Gedanken ausgesprochen . . . ich weiß allerdings nicht, was solch eine Frau hier auf der Dornburg anfangen sollte!“

„Hm,“ brummte der Alte, „gib mir ein Gläschen Tokayer, Clementine, ich will mich stärken!“

Graf Lorenz und Evelyn traten ein. Frau von Steinbach machte ihnen sehr bereitwillig Platz.

„Ich höre zu meiner Verwunderung, daß meine Frau schon hier gewesen ist,“ sagte Thurna ziemlich kalt, „hätte ich eine Ahnung davon gehabt, es wäre nicht geschehen. Sie konnte ja das Schlimmste riskiren.“

Graf Rudolph sah sehr beunruhigt aus.

„Mach kein so finstereß Gesicht, Lorenz,“ sagte er, „wäret Ihr Beide gestern Abend so vor mich getreten, manches harte Wort wäre ungesprochen geblieben. Sie sieht sanft aus, Lorenz und gut, und sie hat einen Selbenmuth bewiesen, indem sie herkam! Nun sagt mir Kinder, weshalb wollt Ihr nicht auf der Dornburg leben.“

„Ich will und ich werde!“ sagte Thurna kurz, „Du hast mein Wort . . . aber ich weiß nicht, weshalb Du vom Sterben sprichst, Du siehst heute sehr wohl aus.“

„So? Nun das freut mich . . . vielleicht erlebe ich es noch, Euch Beide hier eingelebt zu sehen . . . denn Kinder, je länger ich Euch so ansehe, desto fester wird mein Entschluß. Sie sieht nicht aus, als ob sie vergnügungsfüchtig wäre oder sich vor der Langenweile fürchte . . . wie?“

Evelyn blickte zu Thurna auf.

„Ich hätte Dir so gerne geholfen!“ sagte sie unter Thränen, „aber es schlägt Alles fehl!“

Ein Lächeln erschien auf dem Gesicht des Kranken, er streckte die Hand aus:

„Ich wünschte wohl, meine Nichte gäbe mir die Hand,“ sagte er, „so, und nuu hört, Kinder! Ich kann Euch nicht helfen, ich war sehr nahe dran, Dich zu enterben, Lorenz; da ging die Thür auf und sie trat ein. Das hätten Sie nicht thun sollen, Frau Nichte, wenn Sie wünschten, daß ich ihn von der Dornburg fortschickte,“ und sein altes, humoristisches Augenzwinkern begleitete die Worte.

„O, Sie sind sehr gut,“ rief Evelyn, in Thränen ausbrechend, „es thut mir wohl und weh zugleich . . . aber wenn Sie mich wirklich für würdig halten, dieses alten Hauses Herrin zu sein, wenn Sie wirklich Liebe, Freundlichkeit und Güte für mich fühlen . . . o, dann hören Sie auch auf meine Bitte! Frau von Steinbach ist Ihnen ebenso nahe verwandt, sie hat drei Söhne, sie —“

„Dummes Zeug, nix damit!“ sagte Graf Ru-

dolph kurz und bündig. „Geht jetzt, Kinder und laßt mich allein. Ich will schlafen!“

Als Thurna Evelyn herausführte, konnte er nicht umhin zu lachen.

„Unglückseliges Weib! Eine komplette Eroberung! Jetzt sage noch einmal, daß Du nicht Schuld an meinem Unglück bist!“

Der Zustand des Kranken schien sich im Lauf dieses Tages zu bessern. Ihm war leicht und wohl zu Muth, er hatte keine Schmerzen, athmete ohne Beschwerde und war fast heiter, als er gegen Abend den Neffen und Evelyn noch einmal zu sich bestellte. Seine ganze Hoffnung auf die pietätvolle Erhaltung alter Einrichtungen und Anlagen schien er auf Evelyn gesetzt zu haben. Er sprach lange und eingehend mit ihr und wandte fast kein Auge von ihr. Als er endlich mit seinem Neffen allein war, sagte er in fast strengem Ton:

„Lorenz, sie sieht traurig aus! . . . Es mag ein kurioses Ding sein, die Frau eines solchen Zigeuners zu sein. Höre, bist Du etwa nicht gut gegen sie? Machst Du sie nicht glücklich?“

„Gm,“ versetzte der Nefse ernsthaft, „es ist merkwürdig, daß Du Dich um das Glück einer ‚solchen Frau‘ so absorgst, lieber Onkel.“

„Na — 's ist schon gut! Geh nur... der Doktor soll nicht zu mir kommen. Mir ist heute Abend so wohl, wie seit acht Tagen nicht!“ — — —

In dieser Nacht machte ein Lungenschlag dem Leben des alten Mannes ein Ende.

## Neuntes Kapitel.

---

Das Begräbniß war vorüber. Es war dies für Evelyn ein schwerer Tag gewesen, denn bei Gelegenheit der im Hause stattfindenden Einsegnung, sah sie den Pfarrer Hochberg zum ersten Mal wieder und fing seinen kummervollen Blick auf, als er, an ihr vorübergehend, den Zug aus dem Hause leitete!

Jetzt war es nun noch stiller geworden im Hause, die Verwandten waren Alle fort und Evelyn blickte in der neuen Rolle einer deutschen Ritterfrau aus den Fenstern des Schlosses über die verschneiten Thäler.

Thurna hatte in diesen Tagen so viel zu thun, daß er kaum Zeit für sie fand, und da sie sich krank fühlte, blieb sie meist in ihrem Zimmer, über die Ereignisse der letzten Tage nachdenkend, traurig,

unruhig und rathlos, bis sich in ihrer Seele die Wandlung vollzog, welche Lady Ashley so heiß herbeigewünscht hatte. Aller irdischen Stützen beraubt, schuldbewußt, in eine Lebensstellung verstrickt, die sie für falsch und hohl erkannt, aus der sie sich aber nicht befreien konnte, klammerte sie sich in ihrer Verzagtheit an den einzigen Halt, der ihr geliebt und wurde ruhiger.

Mehrere Tage waren vergangen, als Graf Lorenz endlich eines Abends bei ihr eintrat, mit der Miene eines Mannes, der eine große Arbeit hinter sich hat. Er fand sie bei der Lampe sitzend, mit Brieffschreiben beschäftigt. Ihre Blässe und ein um die Stirn geschlungenes Tuch bewiesen, daß sie auf Kosten ihrer Gesundheit arbeite.

„Nun, mein Kind, hast Du Dich nach mir gesehnt?“

„Unausprechlich!“

„Da bin ich, und zwar in einer völlig aufgeregten Verfassung, gereizt, menschenfeindlich, abgehetzt wie ein Rennpferd, aber immer bereit das:

nun tröste mich, Lorenz! zu hören und zu thun. Also?"

Aber sie sprach es nicht aus.

„Nun? Ich warte immer noch. Weßhalb so heroisch, Liebling? Ich sehe Dir an, daß Du unglücklich und elend bist. Es ist auch kaum anders möglich. Da ist zu viel über Dein armes kleines Herz hereingebrochen.“

„Ich kann nicht viel sprechen, Lorenz . . . mein Kopf schmerzt zu sehr. Willst Du lesen, was ich an Lady Ashley geschrieben?“

Er nahm den Bogen auf, las zwei Seiten, legte dann den Brief wieder hin und sagte ruhig:

„Du liebst mich nicht mehr.“

„O, natürlich nicht,“ versetzte sie schwach lächelnd.

„Scherz bei Seite, Evelyn, da ist in diesen drei Tagen eine Veränderung mit Dir vorgegangen. Meine Evelyn hätte keinen solchen Brief geschrieben. Es ist der Brief einer frommen Klosterfrau, die auf Erden Nichts mehr zu hoffen hat!“

„Ich fromm? Ach Lorenz!“

Er nahm den Bogen wieder auf und las laut weiter:

„O Lady Ashley, wie gedenke ich Ihrer Worte! Wie sehne ich mich nach jenem Frieden den Gott zu geben vermag, auch wenn wir schuldbeladen vor ihn treten, denn ich fühle inmitteu meiner Verzagtheit, unter dem Druck meines Lebens und meiner unvergänglichen Liebe zu Einem, den ich nie hätte lieben dürfen, daß ein solcher Friede möglich ist. Ich muß freilich das Nachdenken ganz aufgeben, muß mich wie ein schwaches Kind der Gnade des Höchsten anvertrauen und von Tag zu Tag geduldig harren, ob er mich wohl aus den Wirrsalen führen kann, in die ich eigenmächtig gerannt bin. Doch Er kann ja Alles, bei Ihm ist Gnade, Trost, Vergebung und Hülfe . . .“

Thurna warf den Bogen hin.

„Also mich brauchst Du gar nicht mehr. Du bedauerst nur, daß da noch so ein Nest von Anhänglichkeit geblieben ist.“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte bitterlich . . . es lag etwas Wahres in seinen Worten! Sie fühlte es an dem Schreck den sie

jedesmal empfand, wenn Tesselhofs Gesicht sich plötzlich zwischen sie zu stellen schien.

„Ach, Lorenz, ich liebe Dich und das weißt Du. Was willst Du mehr?“

„Ich war einst Deine Welt,“ sagte er kurz.

„Mein Abgott!“ verbesserte sie, und dann herrschte wieder ein banges Schweigen, bis er aufstand und in sein Schreibzimmer ging, um bis Mitternacht zu rechnen.

Am nächsten Morgen schien die Sonne hell über die Welt und Glockenklang verkündete den Sonntag.

„Ich möchte in die Kirche gehen,“ sagte Evelyn schüchtern.

„Geh. Ich halte Dich nicht. Du willst Dich vom Pfaffen trösten lassen. Das ist die zweite Sprosse auf der Himmelsleiter. Nachher existiren wir vollends nicht mehr für Euch.“

Joseph und Susi waren am Tage zuvor angekommen und Susi, die Gesangbücher und Pelzdecken tragend, trippelte hinter ihrer Herrin her, den Schloßberg hinab. Die Kirche stand am Eingang des

Dorfes, ein sehr anspruchsloser, um nicht zu sagen kläglicher Bau, der ebenso gut einer Scheune wie einem Gotteshause glich. Eine morsche Treppe führte hinauf in die „Schloßkapelle,“ das heißt einen großen, niedrigen Raum, welcher zu gleicher Zeit als Kumpelkammer zu dienen schien, denn im Hintergrunde waren die einzelnen Theile einer alten Orgel aufgestapelt. Vorn an der Balustrade standen mehrere lederbezogene, abgeriebene Lehnstühle, von denen einer auf der Rückseite das in Holz geschnitzte Wappen der Thurna mit der Jahreszahl 1693 trug. Eben so alt, vergilbt und vergriffen waren die auf der Rampe liegenden Gesangbücher, aus denen sich schon die Thurna-Dornburg in Lederkoller und Stulpenstiefeln erbaut hatten. Die Wände der Loge waren demnach auch mit den mannigfachen Familienreliquien bedeckt, auch Allianzwappen und verschnörkelten Gedenschriften unter Glas und Rahmen, darinnen die Verdienste einzelner Vorfahren um die Kirche gerühmt wurden, vor allem aber mit dem schauerlichen Delbild der Erbauerin dieser Kirche, der hochlöblichen Gräfin Friederike Thurna,

einer im Sarge abgemalten, bläulich blaffen Dame mit starr auf der Brust gekreuzten Händen. Spinnwebewebe und Schimmel hatten milde Schleier überdiese Zeugen alter Zeit gewoben und die Farben und Figuren eines großen Bildes, welches sonst die Andacht einer modernen, nervösen Schloßfrau hätte bedenklich stören können, fast bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt. Es stellte den bethlemitischen Kindermord vor, nur daß die Schergen des Herodes als Todtengerippe gemalt waren und man darunter lesen konnte, daß dies Bild zu Ehren der Pest, welche im Jahre 1516 in Dornburg gewüthet und auch die sechs Kindlein des Grafen Heinrich Thurna dahingerafft, gemalt worden sei!

Evelyn warf einen scheuen Blick in die Kirche hinab. Sie war groß. Raum genug war in dem Mittelschiff für die beiden vereinigten Gemeinden des Dorndorfes und des sich im Thale hinziehenden Marktflückens . . . was aber ihr Aussehen betraf, so schien sie nur eine vergrößerte Ausgabe der Herrenloge zu sein. Winklig, dunkel, mit Wänden von denen der Bewurf abgefallen war, voll wunderlicher

Bilder, gläserner Zierat:n, hölzerner, plump geschnitzter Heiligen aus katholischer Zeit, die, da sie nun mal als Schmuck der Kirche, Altar, Kanzel und Fenster zierten, mit milder Toleranz in ihren Rechten belassen worden waren. Hier und da war die ursprünglich kunstvolle Glasmalerei der Fenster durch blinde, blauschillernde Scheiben ersetzt worden.

Der Gesang verstummte, der Prediger stand auf der Kanzel. Evelyn drückte sich unwillkürlich tief in die dunkle Ecke der Kapelle. Die altvertraute, wohlbekanntete Stimme, in ihrer unermüdlichen Kraft und Frische, schlug wieder an ihr Ohr und regte sie auf, bis in die Tiefen ihrer Seele. O, wie war doch Alles so fremd und unnatürlich! Sie war nun wieder in ihrer Kirche und ihr Seelsorger stand ihr gegenüber, und doch war Alles so ganz, ganz anders. Nicht so, wie sie es gewohnt gewesen, als Herrin des Schlosses, in Begleitung ihres Gatten, ihrer Kinder, ihres Hauspersonals, sondern allein, fast heimlich wie eine Schuldbeladene, saß sie auf dem letzten Platze, bestrebt ungesehen zu bleiben. Dennoch war ihr Herz wirklich getröstet und ge-

stärkt, als sie vor allen Andern die Kirche verließ und langsam den Weg nach dem Schlosse wieder hinaufging.

Es war ein wundervoller Tag, Ende Februar. Noch schimmerte die Welt im glänzenden Winterkleid wie eine diamantgeschmückte Ballkönigin, aber durch die Luft zog schon ein Frühlingshauch, der von wiederkehrendem Leben zeugte.

Als Graf Lorenz die Feder hinlegte und mit einem ungeduldigen Seufzer von seiner Arbeit aufblickte, stand Evelyn im pelzverbrämten Sammetkleide vor ihm, die Wangen rosig gefärbt, ein Lächeln in den Augen.

„Nun? Getröstet?“ frug er.

„Ach Lorenz . . . Du mußt aber am nächsten Sonntag mit mir gehen! Allein gehe ich nicht wieder.“

„Brr, mein Kind . . . diese Kirche und dieser Schwarzrock, das ist eine starke Zumuthung für einen Mann der sein Haupt in der Kathedrale von Sevilla zu beugen pflegte.“

„Ja, aber Lorenz . . . es war zu Anfang recht

desolat, recht traurig, so allein in dieser schrecklichen Loge zu sitzen . . .“

„Dann aber wurdest Du getröstet! Du brauchst mich nicht, Evelyn . . . Du hältst Zwiesgespräche mit Luftgeistern oder Engeln und fühlst Dich erquickt! Glaube mir, da ist eine Macht die Dich mir entfremdet. Seltsam! Fast zum Lachen! Soll meine Angst um Dich nie aufhören? Werde ich nächstens unsichtbare Mächte herausfordern müssen, weil sie mir die Seele meiner Geliebten abtrünnig machen?“

„Laß uns auch hierin einig sein, Lorenz und zusammen demselben Ziele zustreben, so werden sich unsere Seelen wiederfinden, um für Zeit und Ewigkeit vereint zu sein.“

„Der Gedanke ist wenigstens folgerichtig!“ sagte er ausgesetzt. „Du hast vielleicht Recht und ich will versuchen kein Thor zu sein!“

So verging der erste Sonntag in der neuen alten Heimat friedlich und Evelyn fühlte in sich und um sich eine ungewohnte Stille.

Die Dornburg war ein schönes Kastell. Sie erinnerte in der That in ihrer Lage, durch die Bau-

art und die hohen mit Epheu überwachsenen Mauern, zwischen denen sich der Weg in den Burghof wand, an die Wartburg. Auch kleine Terrassen mit herrlichen Ausichten in die hügelige Gegend vervollständigten die Aehnlichkeit. Doch Graf Rudolph hatte sie nie renovirt. Der Zahn der Zeit hatte gewaltig an den ehrwürdigen Mauern genagt, er hatte die Fensterrahmen gelockert, die Treppenstufen ausgeschweift, die Tapeten angefressen, ohne daß der Schloßherr dies je bemerkt hätte, so wenig wie ihm der Zustand der Kirche in welcher er ein halbes Jahrhundert lang Sonntag um Sonntag gefessen, aufgefallen wäre.

Graf Lorenz und Evelyn, Beide im verwöhntensten Luxus modernen Weltlebens groß geworden, hatten eben keine sonderliche Vorliebe für die mit Unbequemlichkeit verbundene Romantik und die kleinen Misereen des häuslichen Lebens, rauchende Defen, kalte Korridore und klappernde Thüren und Fenster machten sie nervös.

Das Gut war nicht verpachtet, sondern ein älterer, bewährter Verwalter leitete die Bewirth-

schaftung. An die Rückseite des Schlosses, wo der Berggrüden breit und allmählig sich ins Thal senkte war der große Hof angebaut, und jeden Morgen um drei, ward der Herr Graf durch das Läuten einer Glocke geweckt und sah den hellen, viereckigen Lichtschein, den die Laterne in der Hand der Mamsell ausströmte, gespensterhaft über die Decke des Zimmers schweben. Dann legte sich's ihm wie Alpdruck auf die Brust. Gütiger Himmel! War's kein wüster Traum? Sein Hof, sein Vieh, seine Knechte! Er, Lorenz Thurna, stak plötzlich im Rock des ehrsamten Spießbürgers!

Anfangs war er oft geneigt laut aufzulachen, dann verspürte er Lust, die Schauspieler von der Bühne zu jagen und die Dekorationen in Stücke zu schlagen, und dann fühlte er, daß er ohnmächtig sei dies zu thun.

Ach, der Königsadler lief Gefahr, sich die Flügel zu zerschlagen!

Er war nicht für die Häuslichkeit geschaffen. Die Verwandlung der Geliebten in die deutsche Hausfrau bereitete ihm sehr wenig Freude, und doch

sah er ein, daß es nothwendig sei und mit dem ganzen Styl ihres jezigen Lebens harmonirte, und Evelyn war auch in dieser Rolle, mit Lagschürze und Schlüsselkorb sehr anmuthig. Aber es war abermals ein Interesse, welches sie von ihm abzog, und er liebte es nicht, sie mit irgend etwas Anderem beschäftigt zu sehen als seiner Person!

Am nächsten Sonntag begleitete er sie in die Kirche, und beobachtete hier mit sehr sonderbarer Eifersucht ihr Gesicht. Etwas müde und traurig war sie eingetreten; mit einem wunderbaren Schein in diesen großen Augen, ruhig und freudig verließ sie dies unscheinbare, nein, fast unwürdig entstellte Gotteshaus. Der Geist der darin wehte, war trotz äußerer Hindernisse, doch stark genug gewesen, um sie herauszuheben aus aller Unruhe des Herzens. Ihr zürnen, das war unmöglich, denn ihre Demuth entwaffnete ihn. Sie war auch unverändert in ihrer tiefen, hingebenden Zärtlichkeit, und dennoch biß er in seiner ewig pochenden Angst die Zähne zusammen und sagte sich: „Sie liebt Dich nicht mehr!

---

## Behntes Kapitel.

---

Es war kein leichtes Leben gewesen, welches Pfarrer Hochberg sich erwählt, als er freiwillig aus Buchenberg auszog, um einer verwahrlosten und verwilderten Gemeinde das Evangelium zu predigen, aber wahrlich alle die harten Kämpfe und Sorgen seines Amtslebens waren ihm leichter zu tragen, als die schreckvolle Ueberraschung, die er empfunden, als Graf Lorenz ihm geschrieben und ihn gebeten hatte, seine Trauung mit Evelyn Tesselhof zu vollziehen! Es fiel ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, er blickte zurück, sah Alles wie es gekommen sein mußte und seine Seele entsetzte sich davor, einen Bund zu segnen, der nach seiner Ueberzeugung auf Unrecht gegründet war. Dann dachte er mit Angst an die Zukunft, denn wenn Graf Rudolf stirbt, so

kann sich leicht das Unerhörte ereignen, daß ihm Evelyn abermals Sonntags in der Kapelle der Schloßherrschaft gegenüber sitzt.

Dieser Fall war aber jetzt wahrhaftig eingetreten und er fühlte sich wie gelähmt bei ihrem Anblick. Armer Mann! Es waren sehr bittere Stunden, in denen er sich selbst den Vorwurf machte, eigenwillig sein Schicksal bestimmt und, vielleicht aus Eitelkeit, sich ein überflüssiges Martyrium aufgeladen zu haben, welches Gott ihm gar nicht bestimmt hatte. Denn wo waren die Früchte seiner Arbeit, wo war der fühlbare Segen, der bisher seine Predigten begleitet hatte? War es nicht viel mehr wie eine Strafe, daß er sich diesen Beiden gegenüber sah, denen er absolut nichts zu sagen wußte? Sollte er sie strafen oder trösten? Und welches ein Beispiel lieferten sie der Gemeinde, wenn je es hier verlauten sollte, daß sie nicht kirchlich getraut waren? . . . Aber wer war denn Schuld hieran? Er selbst. Er hatte nach bestem Gewissen gehandelt, aber durch die Verkettung der Umstände mußte er die Folgen wie eine Strafe tragen. Vielleicht hatte sich aber doch ein Anderer

gefunden, der vollzog was er verweigerte? Nein, das war nur zu unwahrscheinlich. Graf Thurna war nicht der Mann, zweimal eine Fehlbitte zu riskiren. Ach und Evelyn — einst sein liebstes Kind, seine kindlich ergebene Freundin, welche so oft hilfesuchend zu ihm kam, deren Herz er so ganz zu kennen glaubte, der er so oft liebevoll gesagt hatte: Selig sind die Sanftmüthigen! Als sie damals am Grabe ihres Kindes weinte, da war es, wie er jetzt wußte, nicht Sehnsucht nach dem Liebling oder Kummer über ihre Fehler gewesen, was ihr diese Thränen, den leidenschaftlichen Schrei nach Glück entlockt hatten, — sondern in ihrem Ohr klangen noch die schmeichelnden, süßen Lieder des Zauberers, in dessen Garn sie gefangen war. Es war das letzte Aufklackern des Pflichtgefühls gewesen, und er hatte sie milde getröstet, anstatt sie zu warnen, anstatt sie und sei's mit hartem, scharfen Wort vom Abgrund zurückzureißen! Jetzt aber war Alles zu spät! —

Mit solchen Gedanken saß er eines Sonnabends spät in seiner Studirstube, wollte seine Predigt

memoriren und konnte nicht. Da klopfte es leise an die Thüre. Welches arme Kind kam denn so spät, bei Schneefall, ihn zu holen? Er stand auf und öffnete selbst. Kein Kind, sondern eine hohe, schlanke Dame in Sammet und Pelzwerk stand vor ihm, aber sie zitterte kaum weniger als ein frierendes Kind.

„Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte kommen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie sprechen würden: Ich kenne Dich nicht!“

Ihre Stimme versagte, ihre Augen schwammen in Thränen. Sie waren flehend zu ihm aufgeschlagen und er fühlte sich erschüttert.

„Gräfin Evelyn! . . . und was wollen Sie von mir?“

„Strafen Sie mich — aber gehen Sie nicht so stumm an mir vorüber . . . o, das ist sehr schwer zu tragen! Darf ich mit Ihnen sprechen?“

Er reichte ihr die Hand und führte sie ins Zimmer.

Etwa zwei Stunden später kam er mit seinem altgewohnten, fröhlichen Gesicht wieder herab in die

Wohnstube, tiefe Rührung lag in seiner Stimme als er ausrief:

„Nun, Mütterchen, ich will's wieder versuchen hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken!“

Die Pastorin und Hermine saßen an dem runden Tisch bei der brennenden Lampe mit ihren Arbeiten. Sie blickten Beide erwartungsvoll auf.

„Ich werde nicht mehr fragen: wozu bin ich hier? Ich werde auch keine Fluchtgedanken mehr hegen,“ fuhr der Pastor fort, „wer denkt Ihr wohl, war eben bei mir?“

„Sie?“ riefen Mutter und Tochter, wie aus einem Munde.

„Sawohl, sie selbst, wie ein gutes, zaghaftes Kind, von keinem andern Wunsche beseelt, als den Weg des Friedens zu finden und zu gehen — und mir scheint, sie ist schon ein hübsches Stück auf demselben vorwärtsgekommen. Ich habe eine große Freude gehabt, einen Sonnenblick von Oben, und, meine liebe Emilie, wenn Du Dich entschließen kannst, so gehen wir morgen Abend hinauf, aufs Schloß. Sie hat uns eingeladen.“

„Und er?“ fragte die Pastorin etwas besorgt.

„Du weißt, meine Liebe, für ihn habe ich solch ein besonderes Gefühl des Mitleids und der Theilnahme.“

„Du hattest von jeher eine Schwäche für ihn,“ bemerkte Hermine schelmisch.

„Nun, nun, sagen wir, eine Liebe! Immer möchte ich ihm zurufen: Du stehst nicht ferne vom Reiche Gottes!“

„Ich möchte ihm etwas ganz anderes zurufen,“ sagte die Pastorin ein wenig streng. Ihr Gatte lächelte humoristisch.

„Ja, das glaube ich, meine Liebe! Du wirst auch lachen, wenn ich Dir sage, daß mich sein Anblick am vorigen Sonntag in der Kirche förmlich rührte. Wie er seine Frau ansah, so kummervoll, so sorglich, als habe er sich selbst schon längst vergessen.“

Die Pastorin war eine sehr liebe Seele, aber sie hätte doch um die Welt nicht anders gekonnt als sagen: „Gehen wir denn aber in die Kirche, um unsere Frauen anzusehen?“

Am nächsten Abend begab sich das Ehepaar aufs Schloß. Es war doch ein schwerer Gang und hundert widerstreitende Gedanken erfüllten ihre Herzen. Evelyn empfing sie in dem getäfelten, altmodischen Wohnzimmer, darin auch nicht ein Stuhl anders stand, als zur Zeit des alten Grafen. Sie war sehr bewegt und lief jeden Augenblick Gefahr, in Thränen auszubrechen, als sie die Hand drückte, welche sich ihr mit freimüthiger Herzlichkeit entgegenstreckte. Ueberhaupt fiel es Beiden auf, daß sie weit natürlicher, offener, ja jünger erschien, als zur Zeit, da Baronin Tesselhof mit so ruhiger Selbstbeherrschung ihre Sorgen und Enttäuschungen vor der Welt verbarg.

Nach einiger Zeit trat Graf Thurna ein. Das war ein peinlicher Augenblick, aber er ward überwunden. Der Graf war liebenswürdig und ein sehr aufmerksamer Hausherr. Er führte die Pastorin zu Tisch, ein kleines ausgezeichnetes Souper trug — denn wir bleiben leider immer Menschen — viel dazu bei die Herzen warm und die Worte flüßig zu machen. Die Unterhaltung, meist über Gemeinde-

angelegenheiten wurde lebhaft. Der Pfarrer verstand es, sogar beim Grafen Interesse für den verwahrlosten Zustand der Bevölkerung zu erwecken und was Evelyn betraf, so fühlte sie die regste Theilnahme. Es gab soviel zu thun, und sie hatte müßig auf dem Divan gelegen und sich mit Phantasieen gequält, geschehenes Unrecht beklagt, anstatt das Leben zu nehmen wie sich's ihr bot und die kostbare Zeit auszukaufen.

Der Pfarrer wurde ordentlich fröhlich.

„Wenn der Frühling kommt und der Rosenschimmer dies Dornröschenschloß umgiebt, dann werden Sie es lieb gewinnen und seine Schönheit anerkennen.“

„Schön, ja,“ versetzte Graf Thurna, „aber etwas mangelhaft für Leute, die gezwungen sind, hier zu leben.“

„Läßt sich das nicht ändern?“

„Nein, wir sind zu geschmackvoll, um in ein deutsches Dohlenest die Einrichtung unseres Pariser Palais zu transportiren. Wir verstopfen die Ritzen mit Stroh und leben weiter, im Styl unserer Vor-

fahren. Ein Ausweg wäre der, das ganze Schloß im Styl der Reformationszeit spiegelblank renoviren zu lassen, aber meine Frau findet das nicht pietätvoll und im Grunde bin ich auch ihrer Meinung. Ich habe überdem eine Abneigung gegen dieses, zur Manie gewordene, künstliche Heraufbeschwören entschwundener Jahrhunderte. Den Geist der romantischen Kreuzzugszeit oder der kraftvollen Reformationszeit bringen wir durch Nachäffen der äußeren Formen doch nicht in unser fades Zeitalter zurück! Aber immerhin, wenn wir hier nicht an Rheuma und Gicht sterben wollen, so muß sich doch im Lauf der Jahre dies Haus in eine moderne Ritterburg verwandeln: Holztäfelung, Schnitzwerk, glafirte grüne Kachelöfen, Glasmalerei, Burgverließe und Folterkammern, Alles funkelnagelneu aus der Fabrik!“

„Ich dachte heute daran,“ bemerkte Evelyn leise, „daß dies Alles unendlich viel Geld kosten würde. Daß uns statt dessen eine neue Kirche bauen, Lorenz.“

Hierüber lachte Graf Lorenz.

„Finden Sie die Gräfin nicht allerliebste in ihrer

großartigen Schlichtheit? Sie hat vom Werth des Geldes so gut wie gar keinen Begriff. Glauben Sie, daß ich ihr durch einen Dombau imponiren könnte? Garnicht.“

„Wenn auch kein Dom —“ begann der Pfarrer.

„Ja, ja, Sie haben Recht,“ versetzte der Graf, „ich wurde schon als Knabe, wenn ich in unsere Loge trat, an die Schlupflöcher zur Zeit der Christenverfolgungen erinnert. Pietät ist etwas Schönes, sie darf nur nicht zu einem Kultus der Spinnweben ausarten.“

So endete der Besuch weit besser, als die Pastorin erwartet hatte. Schon am nächsten Tage kam Evelyn hinunter in die Pfarre und fand das Haus weit romantischer und hübscher gelegen als in Buchenberg, auch die Einrichtung sehr komfortabel und anheimelnd. Ihr war als kehre sie in eine alte, längstverlassene Welt zurück. Zum ersten Mal hörte sie wieder all die Namen, die sie einst fast vergessen hatte. Herminchen unterhielt mit ihrer Freundin Käthchen eine sehr regelmäßige Korrespondenz und außerdem auch mit — mit — hier er-

röthete das Pfarrertöchterlein und ihre Mutter übernahm es, Evelyn mitzutheilen, daß der junge „musikalische“ Pastor in Buchenberg schon vor geraumer Zeit angefragt habe, ob er sich im Mai Herminchen als Frau Pastorin nach Buchenberg holen dürfe? Es fand sich Niemand der gegen diesen Vorschlag etwas einzuwenden gehabt hätte! Von Kendars und all den übrigen Nachbarn erfuhr Evelyn auch allerlei, ohne nachgefragt zu haben. Rätthchen sei sehr viel auf Bälle gegangen und werde mehr gefeiert als ihrer Eitelkeit gut sei. Eine Frage schwebte fort und fort auf Evelyns Lippen, aber es verging lange Zeit, ehe sie den Muth fand zu fragen: und wo ist Edgar?

„Das weiß ich eigentlich nicht,“ versetzte Hermine, „sonderbarer Weise schreibt Rätthchen mir nie etwas über ihn. Wir erfuhren nur, daß er die Schule verlassen habe und bei einem Kavallerieregiment in Preußen oder Sachsen eingetreten sei.“

Evelyn gin sehr nachdenklich nach Hause. Es waren so viele Erinnerungen wach geworden und drohten die kaum errungene Seelenruhe zu unter-

graben. Es blieb nichts übrig als immer wieder blindlings dem Worte zu vertrauen: Sei getrost, Dein Glaube hat Dir geholfen!

So zog der Winter vorüber, der Schnee war zerronnen, die Veilchen blühten und der kleine Bach sprang vor Freude hüpfend unten durch den Dornengrund! Dieser trug seinen Namen wirklich mit Unrecht, denn er war die lieblichste Thalschlucht, die sich nur je zwischen waldigen Buchenhügeln hinzog. Harzduftige Birken standen weiß und schlank, wie die Balldamen des Frühlings zwischen knorrigen Eichen und mächtigen Buchen! Wie lange dauerte es, so färbte schleierhaftes Grün, die röthlich schimmernden Wipfel, der Finken schmetterte sein Morgenlied und die Nachtigall brachte des Abends eine Serenade unter den Fenstern der jungen Schloßfrau. Die Dornburg hob ihre dunklen Ziegeldächer und massiven Mauern stolz und zuversichtlich wie eine Festung aus dem bunten Gürtel, den blühende Fliederbüsche, Rothdorn, Goldregen und Mairosen um die Bergwand schlangen. Ein klarer Himmel spannte sich über Hügel und Zinnen, und weiße

Wölkchen flatterten wie Friedenstauben über die Welt. —

Oben, auf der sonnigen Bank am Küchengarten, wo junger Salat und junge Erbsen auf blaueschwarzen Beeten keimten, saß Frau Susi und strickte eifrig an einem Kamisölkchen, so klein, daß zu hoffen stand, sie habe es nicht dem am Statet lehrenden Herrn Gatten zugebacht, welcher, anstatt seines Herrn Rock zu klopfen, mit kontenter Miene auf sein Weibchen herabsah, und sie fragte, für wen das kuriose Ding da sei?

Frau Susi zuckte die Achseln.

„Nun was denn? Wenn wir nun mal ein Kind bekämen, was sollte denn das arme Ding anziehen?“

Bei welcher Mittheilung der Kammerdiener übers ganze Gesicht zu glänzen begann und halb verlegen lachte.

„So was hast Du mir ja noch garnicht gesagt!“

„Ach, wozu denn?“ versetzte sie schnippisch, „ich rede nur so, im Allgemeinen, weißt Du . . . aber

eigentlich hätte ich nichts sagen sollen. Ihr Männer schwätzt doch nur Alles weiter.“

Josephs Augenbrauen drohten unter seinem Haar zu verschwinden, so hoch zog er sie hinauf, bei dieser originellen Erklärung.

„Still!“ rief sie, „davon verstehst Du nichts. Es ist nur — es ist —“

„Hören Sie Frau Susanna,“ begann er sich räuspemd.

„Was soll sein? Was?“

„Es — es thäte mir so leid, um ihretwillen,“ sagte Susi, sich mit dem weißen Schürzchen über die Augen fahrend . . . „ich weiß, ich weiß, daß sie sich immer noch um den kleinen Junker Henri grämt, und daß sie deshalb oft traurig ist, weil sie kein Kind hat — und wenn wir nun Eins hätten, und sie müßte sehen wie ich mich freue, sie würde sich's Herz aus dem Leibe weinen.“

„Ich hoffe nicht!“ rief Joseph erschrocken, denn er war im Grunde der gutmüthigste Bursche von der Welt und verehrte die Frau seines Grafen wie eine Heilige.

Während dieses Gespräches neigte sich oben aus dem Fenster das Gesicht der jungen Gräfin, und blickte mit wehmüthiger Rührung auf das bekümmerte Ehepaar hinab. Evelyn hatte, im offenen Fenster arbeitend, ohne es zu wollen, Alles gehört. Mit einem tiefen Seufzer setzte sie sich wieder an den Stuhlrahmen, aber einzelne große Thränen fielen auf die kostbare Goldstickerei und den violetten Sammt.

Ihr Liebling, ihr verlorener Schatz! Ach freilich war leise, leise, jene schlummernde Sehnsucht nach dem fernen kleinen Grabe wieder erwacht! Blumen waren ihr stets identisch mit diesem Schmerz gewesen, und jetzt wo tausend Blüthen sich öffneten ward sie beim Anblick jedes thaufrischen leuchtenden Kelches an den mit Passionsblumen bewachsenen Hügel erinnert! Aber sich einen Ersatz wünschen? Nein, das konnte sie nicht. Sie war fest überzeugt, daß Thurna über einen Sohn mehr Schreck als Freude empfinden würde. Es wäre ihm eine Kette mehr gewesen, die seinen unruhigen Geist in die Schablone des „deutschen Familienlebens“ einschmiedeten würde,

und er rüttelte schon ungeduldig genug an seinem Schicksal. Mit dem kommenden Frühling erwachten die Reisegedanken, es zog ihn mächtig zurück in sein altes Zigeunerleben, er war kein häuslicher Mann, er hatte sich nie Kinder gewünscht, kurz, es war besser so, wie es war . . . und ihre Thränen flossen jetzt reichlich!

Aber vielleicht täuschte sie sich und beurtheilte ihn falsch. Grade weil er sich bisher noch nie mit diesem Gedanken beschäftigt, sich nie vergegenwärtigt hatte, wie das sein würde, träte er an die Wiege seines Erstgeborenen, grade weil er sich alle bindenden Fesseln bisher mit Spott und Verachtung fern gehalten hatte und das Familienleben unter die kleinstädtischen Lächerlichkeiten rechnete, wäre es nicht unmöglich, daß ihn die ungekannte Wirklichkeit mit staunender Glückseligkeit erfüllt hätte und daß alle Thaten und Erlebnisse seines bisherigen Leben zu werthlosem Dunst zusammensinken würden, vor der winzigen Thatsache, eines zum Dasein erwachten Menschenlebens!

Das überlegte sie sich nicht, aber sie gab sich

auch nicht lange trüben Gedanken hin. Das war Unrecht. Wie sollte es ihr, wenn sie melancholisch war, je gelingen ihn wieder zu dem freudigen Mann zu machen, der ihr einst in der Roudinella die Alpenblumen von den höchsten Bergen holte? Ach, sie täuschte sich hier abermals. Nicht ihre Melancholie hätte ihn verstimmt, grade ihre immer wachsende ruhige, friedvolle Heiterkeit, das Resultat einer inneren Umkehr, war es, die dem egoistischen Mann das Herz wund rieb. Sie schöpfte Trost aus ewigen nie versiegenden Quellen, sie ging weinend in ihr Zimmer und trat nach kurzer Zeit mit leuchtenden Augen wieder heraus — und er stand daneben und sagte sich, daß er keine Macht mehr über sie habe, daß sein Zauber gebrochen sei!

Worin bestand diese geheimnißvolle, unsichtbare Kraft, welche ein gebrochenes Herz heilen, aufrichten und mit einem Frieden füllen konnte den er bisher für eine Fabel gehalten? Er wollte es ihr gönnen, er schwieg und sprach kein sarkastisches Wort, aber er litt hier mehr, als er je im Strudel der Weltstadt gelitten, wo seine Hand stets am

Degen lag. Das war doch ein Trost gewesen! Hier war er machtlos.

Das Leben auf der Dornburg war, dank der Trauerzeit, sehr still. Evelyn hatte im Hause gewaltet, wie ein guter Geist und allmählig war, auch ohne großartige Verwandlung, Behaglichkeit und der Zauber der Häuslichkeit eingezogen. Es waren Thüren durchgebrochen worden und es wurden Fenster vermauert. Weiche Teppiche bedeckten die Dielen und die vielen Glaserker füllten sich mit blühenden Blumen und exotischen Blattpflanzen.

Ebenso hatte auch die Kirche ein einladenderes Innere gewonnen und wenn auch immer alt, häßlich und etwas baufällig, so waren das Dinge, die sich jetzt leichter vergessen ließen. Evelyn kam häufig in die Pfarre. Germinens Hochzeit stand vor der Thüre, man war in einiger Spannung ob Käthchen Kendar zu derselben kommen werde oder nicht?

---

## Elftes Kapitel.

---

Ja, es war eine große Frage. Sollte sie hinfahren oder nicht?

Die Sache war schon seit zwei Wochen hin und her beredet worden und man konnte sich nicht drüber klar werden, was geschehen solle, d. h. im Grunde waren sie sich einzeln ganz klar drüber. Die Mama war neutral, Rätchen war entschieden für die Sache, der Papa war dagegen. Nicht wie ein stürmender Haustyran, sondern nur mit der milden Bemerkung: „Wenn Ihr auf meinen Rath hören wollt, so seht von dieser Sache ab. Es ist nicht recht wünschenswerth, daß meine Tochter dort mit der jetzigen Gräfin Thurna zusammenkommt!“

Jetzt brach Rätchen in Thränen aus.

„Ich werde Evelyn bis an mein Lebensende lieben, und ich hasse Frau von Steinbachs Klatschgeschichten!“

Und in welchem Familiendisput trug Rätchen noch nicht den Sieg davon? Als der Tag kam, hielt der Kendar'sche solide Wagen mit den beiden alternden Füchsen bespannt, vor der Hausthüre, Anselm wischte und polirte auf dem Bock mit seinem Rockärmel am Hut und die Jungfer legte mit Bedacht ein schön eingeschlagenes weißes Kleid auf den Vorderstz. Rätchen aber umarmte ihre Mutter, versprach dem Vater vernünftig zu sein und stieg ein! —

Es war eine lange, lange Fahrt und das Fräulein saß im Wagen, gähnte, schlief ein, wachte wieder auf und steckte den Kopf hin und wieder aus dem Fenster um Anselm zu fragen, ob man denn noch nicht da sei?

Aber Anselm lächelte nur milde über solchen Vormiß und zeigte mit dem Peitschenstiel stumm nach der bläulichen Hügelkette, welche doch in so obstinater Entfernung verharrte.

Räthchen haßte es gründlich, mit ihren Gedanken allein sein zu müssen, denn sie war geneigt in solchen Stunden etwas albern und sentimental zu werden und über ihr „Schicksal“ nachzudenken. In solchen Stimmungen bemitleidete sie sich dann selbst und das war unerträglich.

Aber weshalb bemitleidete sie sich denn selbst? Was war denn damals vorgefallen und welches Unglück hatte ihre „Puppenverlobung“ zu Wasser werden lassen? Offen gesagt, es war gar nichts vorgefallen und das war eben gerade so desperat! Kein Familiensturm hatte „die Blüten ihrer Liebe geknickt“, wie sie einst in einem Gedichtbuch gelesen. Papa und Mama hatten beide gelacht und dann war Edgar ganz aus der Gegeud fortgekommen und der Papa hatte ihm beim Abschied mit so einem verschmitzten kleinen Lächeln auf die Schulter geklopft und gesagt: „Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath! . . . Wenn einmal der Herr Rittmeister hier vorsprechen und das kleine Fräulein dort ist noch zu haben, so kann man sich die Sache ja überlegen! Bis dahin aber bitte ich mir aus, daß keine

Briefe geschrieben werden.“ Das war Alles. Rätchen schwelgte einige Zeitlang in großartigem Schmerz. Sie wollte nie auf einen Ball gehen, und immer schwarz gekleidet sein. Man ließ sie gewähren. Nach einem halben Jahr wurde das Ding etwas monoton und sie beschloß, ihren Schmerz in rauschenden Lustbarkeiten zu ersticken. Das war vielleicht noch tragischer. Es kam ihr so schön vor mit „einem Lächeln auf den Lippen, den Tod im Herzen“, in die Gesellschaft zu treten. Sie opferte sich auch auf, sie tanzte. Ja, sie lachte sogar und zwar recht natürlich! Wahrhaftig, Niemand sah diesem Cherubsantlitz den im Herzen sitzenden Tod an. Sie starb auch nicht, sondern sagte sich mit einiger Verwunderung, daß sie sich köstlich amüsire. Sie ward der verhätschelte Liebling am Hofe. Die Prinzessinnen fütterten sie mit Bonbons, die Prinzen mit Artigkeiten. Es war schon Mode, die „kleine Kendar“ zu bewundern — und siehe da, eines Tages hielt ein sehr hübscher, reicher junger Herr feierlich um die Hand des Fräuleins an. Sie mußte sich offen gestehen, daß sie eigentlich große

Luft habe „Ja“ zu sagen. Was hielt sie davon ab? Ach, ein Etwas in ihrem Herzen, was plötzlich gewaltig anfing zu rumoren, so daß sie in Thränen ausbrechend ausrief: „Ach, Papa! Ich möchte wohl — aber ich kann nicht!“ So war es aber immer gegangen! —

„Na, Fräulein Käthe,“ ließ sich Anselm vom Boß herab vernehmen.

„Hollah! Sind wir da?“ rief das Fräulein und fuhr mit dem Kopf zum Fenster heraus.

„O bewahre, Fräulein Käthchen, aber die Füchse werden mir müde. Hier kommt ein Wirthshaus am Wege, da muß ich die Pferde verschmaufen lassen.“

„Nun, das ist aber häßlich von Dir, Anselm,“ schmollte Käthchen, „wenn ich schon vor Langerweile sterben will!“

Aber Anselm war unerbittlich. Der Wagen hielt im Schatten alter Wallnußbäume vor einer kleinen Schenke. Käthchen stieg aus ihrem Gefängniß. Eigentlich war es hier wunderhübsch. Dort schimmerte die blaugrüne Hügelkette durch

frisches junges Kastanienlaub, vor ihr lag eine lachende Aue. Noch mehr aber als diese anmuthige Aussicht fesselte ein braunes Reitpferd ihren Blick, welches in einiger Entfernung unter einem alten Baume stand und die Blätter desselben raufte, in dessen der Reiter, ihr den Rücken wendend, daneben lehnte und ein kleines Taschenfernrohr auf die Hügelkette richtete. Das Pferd glänzte wie braun-lafirt, die Stahlknöpfe am gelben Zaum funkelten und der Reiter trug eine leuchtende Husarenuniform.

Ein sonderbares kleines Gruseln beschlich sie, während sie hinsah. Es war natürlich nur ein Unsinn, aber er gefiel ihr so gut, er kam ihr so bekannt vor. Schon seine braune Haarfarbe, ja, das wenige von seiner Nase, was sie zu sehen bekam, heimelte sie so an. Und dann war er so straff und stolz gewachsen und es sah so gut aus, wie er sich mit einem Arm auf sein Pferd lehnte, während er das Fernrohr in der andern hielt. O, Rätchen hatte Blick hierfür!

„Wie sonderbar!“ dachte sie, während sie auf

der Deichsel eines ausgespannten Fuhrwagens schaukelte und ein großes Butterbrot aus einem Stück Papier wickelte, „aber was wird's sein? Ich werde irgend einmal einen Walzer mit ihm getanzt haben und wenn er sich umdreht, werde ich ihn wiedererkennen! Das Sonderbare ist nur, daß er mir so gefällt! Schäme Dich, Rätchen! Ach, das hilft nichts, es ist so! Ein wildfremder Mensch, und ich möchte eigentlich am liebsten hingehen und sagen: Na, alter Junge? Aber das kommt deshalb weil er mich an — an ihn erinnert. Nur, daß Edgar im ganzen Leben kein so vornehmer, stolzer Mensch geworden sein kann. Bewahre! Der arme Edgar! Er wußte nie, wohin mit seinen Armen. Ach!“

Hieran aber schlossen sich wieder trübe Betrachtungen. Es war doch eigentlich fürchterlich, daß sie den dummen Jungen nicht vergessen konnte. Das hatte er wahrlich nicht um sie verdient!

Der da drüben schob das Fernrohr plötzlich zusammen, wandte sich um und kam langsam auf das Haus zu. Rätchen aber rutschte wie ein Blitz von der Wagendeichsel herab, hinter den Wagen.

Dort stand sie athemlos, mit aufgerissenen Augen. Es war Edgar! Ja wahrhaftig! So wie sie sich vom ersten Schreck erholt hatte, schlüpfte sie vorsichtig, vorsichtig um die Ecke. Natürlich, war er es — obgleich er schön und stolz geworden war wie ein Prinz im Märchen und obgleich er seine Uniform mit solcher Ruhe trug, erkannte sie ihn, Zug um Zug — er erschien ihr nur so viel, viel ernster geworden und er sah eben gedankenvoll, zerstreut und schwermüthig aus . . . er hatte sie garnicht bemerkt . . . Sie begann sich ihrer Situation zu schämen . . . sie wird sich doch wahrhaftig nicht vor Edgar verstecken? Wer ihr das vor drei Jahren gesagt hätte! Also trat sie mit recht sicherer Anmuth hinter dem Wagen hervor. Der Offizier stuzte, trat plötzlich schnell näher — grüßte.

„Räth —“ begann er, verbesserte sich aber schnell, denn die junge Dame trat ihm so gewiß würdevoll entgegen, „Fräulein von Kendar! Welche Ueberraschung!“ und er verneigte sich mit ritterlichem Anstand.

Räthchen, welche erwartet hatte, er werde nach

alter Knabenmanier nicht nur ihr, sondern auch den Füchsen und Anselm stürmisch um den Hals fallen, fühlte sich ernüchtert und verschüchtert. Dieser junge Mann, imponirte ihr — ihr, der sonst kein Prinz und kein Herzog imponiren konnte, deren schlagfertige Antworten bei Hofe bekannt waren. Sie mußte sich entschließen zusammen nehmen, sie erschien sich kindisch, albern und vorwitzig und gab sich die größte Mühe, nicht hinter ihm zurückzubleiben.

„Ich hätte Sie kaum wiedererkannt, Lieutenant Falkner,“ sagte sie lächelnd und reichte ihm etwas zurückhaltend die Fingerspitzen. Bei sich dachte sie: „Dies ist eine polizeiwidrige Komödie. Im Grunde sind wir Bräutigam und Braut, aber er scheint dies vergessen zu haben . . . so sind die Männer alle! Wer weiß in welche schöne Dame er verliebt ist, und an wen er vorhin dachte! Es ist nur gut, daß ich mir so garnichts drauß mache!“

Anselm, welcher, während die Füchse verschmausten mit den Fuhrleuten schwagte, blickte jetzt mit offenem Munde herüber. Er wollte sich schon ärgern. Wo das Fräulein Käthchen war, da war

doch allemal auch ein Lieutenant nicht weit. Wenn das nun der Herr Papa wüßte! Da aber ging ihm plötzlich ein Licht auf. „Ja, das ist ja der Junker Edgar!“ sagte er, hinzutretend, und ein breites Lächeln erhellte sein Antlitz, „aber so stattlich geworden, und das ist mal ein schöner Gaul. Darf ich dem jungen Herrn — dem Herrn Lieutenant das Pferd nicht halten?“

Räthchen suchte unterdessen nach Konversationsstoff, aber es kam ihr auch nicht die geringste Idee. Es war ordentlich empörend, mit welcher Ruhe Edgar begann:

„Wie geht es Ihren Eltern, Fräulein von Kendar? Gut? Das freut mich. Wohin fahren Sie denn?“

„Nach Dornburg,“ sagte Räthchen trozig.

„Aufs Schloß?“ rief er, zusammenfahrend.

„Nein, zu Hochbergs. Morgen ist Herminens Hochzeit. Sie heirathet den jetzigen Pfarrer in Buchenberg.“

„Das wird Ihnen lieb sein, nicht wahr?“

„O, natürlich.“

„Befinden sich Hochbergs wohl?“

„Ja, ja.“

„Und Frau Josephine wird wohl auch bei der Hochzeit sein?“

„Gewiß.“ Jetzt will ich aber fragen, dachte Rätchen bei sich, und fuhr kopfüber in die Schleuder. „Was haben Sie denn vorhin so angelegentlich durchs Fernrohr betrachtet, Herr Lieutenant?“

Er seufzte und blickte beiseite.

„Die Dornburg,“ versetzte er dann ernst.

„O! Wo? wo? Kann man sie sehen? Lassen Sie mich sehen!“

„Dann müssen wir wieder auf jenen Punkt gehen. Dann kann man das Schloß deutlich sehen. Eine Raubritterburg,“ fügte er bitter hinzu.

Schweigend ging Rätchen neben ihm über die mit Blumen besäete Wiese nach dem Abhang. Viele Vögel jubilirten, die Sonne strahlte, die Rothdornhecke blühte und wonniglich warm und duftend fächelte der Wind an ihren Schläfen hin. Sie aber dachte: „Ich habe mich zwei Jahr lang sehr kindisch

aufgeführt. Ich wünschte; ich hätte den Baron Knüppeldamm geheirathet!"

Wahrlich, nur die Verzweiflung konnte diesen Wunsch wachrufen, denn der Baron Knüppeldamm, ihr jahrelanger Anbeter, war, abgesehen von seiner Bravheit und seinem Ministertitel, ein klapperdürerer, ällicher Herr, dessen Stirnhaare fast im Nacken wurzelten und nur künstlich, mit Hilfe haftender Pomaden über den Kopf gezogen wurden, wie Rankpflanzen. Rätchen verglich sein langes, dreieckiges Antlitz mit dem Apolloprofil ihres Begleiters. Sie war nahe daran laut aufzuschluchzen.

Sie blickte lange durch das kleine Fernrohr, aber sie konnte nichts sehen. Die ganze Gegend wackelte verschwommen vor ihr auf und nieder. Trotzdem sagte sie: „Wie schön! Wie reizend!"

Edgar seufzte tief auf.

„Man sagt, sie sei nicht glücklich . . . er soll sie mißhandeln.“

„Dummes Zeug!" rief Rätchen.

„Es wäre nicht das erste Mal, daß eine furchtbare Enttäuschung solchem Schritte folgte! Ach, ich

hatte doch Recht damals! . . . mein Gefühl, der Instinkt sagten es mir — sie hat ihn geliebt vom ersten Augenblick an!“

Käthchen schob und drehte am Fernrohr, bis die letzte Möglichkeit, etwas zu sehen vorbei war, Dabei ging sie immer weiter, und er folgte ihr. Der Fußpfad aber führte thalabwärts zwischen Rußsträucher und blühendem wilden Kirschbaum. „Ich dachte,“ sagte Käthchen endlich, mit sehr erzwungenem Lachen, „Sie hätten dort in Berlin oder Potsdam oder wo Sie sind, uns Alle schon vergessen.“

„Ich — sie — vergessen!“ murmelte Edgar.

O, was hätte Käthchen eben drum gegeben, wenn ihre gewohnte Reckheit ihr zu Hülfe gekommen wäre und die schelmische Frage möglich gemacht hätte. Wird dies „sie“, groß oder klein geschrieben? Sie warf einen scheuen Blick in sein Gesicht — ach! da las sie schon, es wurde „klein geschrieben!“

Ihr Mädchenstolz erwachte und sie ging immer schneller, während Edgar fortfuhr: „Sie könnten

mich ebenso gut fragen, ob ich meine Mutter vergessen hätte . . . doch, was sage ich! Sie war mir noch mehr! Sie war mein Ideal . . . und mein Einziges auf der Welt! Ich hatte weder Eltern, noch Verwandte noch Freunde. Aus der Hand dieser Frau empfing ich mein Leben, oder doch Alles, was demselben Werth verleiht!“

Räthchen ging immer schneller, ihr wurde bekommen zu Muth. Sie kam auf dem Grunde zu einem von Steinen umfaßten Brunnen, hier blieb sie stehen.

„Sind Sie durstig? Soll ich Ihnen Wasser schöpfen?“ fragte Edgar, welcher sie jetzt einholte.

„Nein, nein — ich wollte nur — die Fische sehen.“

„Die Fische — im Brunnen?“

„Habe ich Fische gesagt? Ich — ich meinte die Vergiftheinricht!“

„Aber hier sind keine.“

„Nein, Sie haben Recht — hier sind wahrhaftig keine,“ versetzte die junge Dame, mit ungewöhnlicher Bitterkeit.

Sie fühlte plötzlich seinen Blick so eigenthüm-

lich warm, mit forschendem Ausdruck auf sich gerichtet, aber ebenso schnell wandte er sich fort.

„Sollen wir weitergehen?“ fragte er ruhig.

„O, ganz wie Sie wollen, aber Anselm wird warten. Wo reiten Sie denn hin, mein Herr?“

„Nur spazieren. Ich verbringe den Pfingsturlaub auf dem Gute eines meiner einstigen Schulfreunde . . . Sie erinnern sich wohl? Der lange schwarze Wilhelm.“

„O, Herr von Brunck? Ich tanze sehr oft mit ihm.“

„Ja. Er hat mir auch viel von Ihnen erzählt, Fräulein von Rendar.“

„So? Was hat er Ihnen erzählt?“

„Nun, daß Sie sehr gefeiert werden. Jedermann bewundert Sie . . . und . . . und . . .“

„Er muß Ihnen etwas ganz Anderes und recht Schlechtes von mir erzählt haben,“ platzte nun Rätchen los, „daß Sie so — so anders sind als sonst . . . ganz abscheulich, ganz fremd ganz unausstehlich!“

Und damit war der Bann gebrochen, sie weinte

jetzt, aller Vernunft, allem Stolz, aller Würde zum Troß!

Im selben Augenblick aber machte sie die überraschende Entdeckung, daß dieser Edgar. ganz genau wisse „wohin mit seinen Armen“ — und im nächsten Augenblicke hörte sie seine Stimme gedämpft und tief bewegt dicht an ihrem Ohr:

„Nichts Schlechtes hat er mir erzählt . . . o nein! Aber ich wollte nicht unedel, nicht unbescheiden sein und an ein Versprechen mahnen, das —“

„Ich vergessen hätte? Oh nein!“ murmelte Rätchey mit ersticker Stimme, zwischen Lachen und Weinen.

„Und dann . . . aber nein, ich kann jetzt eben nicht vernünftig, nicht verständig sein! Ich kann an nichts denken, als daß zwei lange trübe Jahre vorüber sind und dies die erste glückliche Stunde!“

„Ob sie es mir jetzt wohl glauben werden?“ frug Rätchey kläglich, als sie am Schluß dieser langen Umarmung ihr thränennasses Gesichtchen von seiner Schulter erhob, „ich bin wirklich neugierig, ob Mama wieder lachen wird!“

„Ich fürchte sie wird garnicht lachen, wenn sie Alles erfährt.“

„Und was ist Alles!“ rief das Mädchen neugierig — „Edgar — du folterst mich! du machst ein Gesicht wie der zürnende Mars in Mamas Salon! Was ist geschehen? Was ist Alles? Sag nur gleich das Schlimmste . . . hast du etwa schon eine Braut oder eine Frau oder —“

Er legte ihr die Hand auf den Mund, dabei verwandelte sich der Ausdruck des zürnenden Mars in ein sehr gewinnendes Lächeln:

„Kein so tragischer Fall, Liebling! Es ist leider weiter nichts, als daß ich arm bin“ . . .

„Jetzt mehr denn sonst?“ fragte sie schnell.

„Ja, mehr als sonst. Aber das will ich Dir ein anderes Mal auseinandersetzen.“

„Es ist mir auch ganz einerlei. Wir warten eben, bis Du eines schönen Tages Oberst bist. Ich werde dann falsche Zähne und einige Runzeln haben . . . und wir werden uns doch heirathen!“

Es war gut, daß Anselm und die Füchse geduldiger Natur waren, und es war ein Wunder,

daß die beiden Liebenden, welche auf dem Rande des Brunnens saßen, nicht zu verschiedenen Malen in denselben hineinstürzten!

Fast eine Stunde war verstrichen, als sich die Kutsche wieder auf den Weg machte! Für Käthchen aber klang der Hufschlag der alten Füchse wie Sphärenmusik und die Zeit schwebte auf rosigem Fittich, so daß sie ganz erstaunt auffuhr als der Wagen vor der Thür des einladendsten Pfarrhauses hielt und wohlbekannte Stimmen sie begrüßten!

Dann saßen sie in der Laube, um welche sich Gaisblatt rankte und Käthchen mußte erzählen und ließ sich erzählen und hielt die Hand ihrer kraushaarigen kleinen Freundin in der ihren und nahm von dem Kuchen, den ihr die freundliche Pastorin bot, und bewunderte Frau Josephinens dicken Zungen und bewunderte die mit Rosen umspinnene Hauswand, den blühenden Goldregenstrauch an der Hofmauer, die herrliche Aussicht, und den vortrefflichen Kaffee . . . ihre Gedanken aber begleiteten den fernen Reiter und beschäftigten sich mit der Zukunft.

Der gute Pfarrer sah so recht seelenfroh und zufrieden aus, daß sich Käthchen verwunderte. Herminens Heirath konnte nicht der Grund sein, denn er verlor damit sein Lieblingsstöchterchen und hatte zu wiederholten Malen geäußert, sie hätte wohl noch ein paar Jahre warten können. Käthchen hatte daher und nach allem, was sie über die Dornburg gehört hatte, erwartet, ihn in sehr niedergeschlagener Stimmung zu finden, statt dessen sagte er, als er sich seine Pfeife angezündet und behaglich umhergeblickt hatte:

„Nun, liebes Fräulein Käthchen, wie gefällt es Ihnen in Dornburg? Ich will nicht undankbar sein, gegen unser gutes Buchenberg — aber wir sind hier sehr glücklich!“

„Mir ist immer, seitdem Käthchen hier sitzt,“ sagte die Pastorin heiter, „als müßte der gute Edgar mit seiner blauen Schülmütze um die Ecke kommen!“

Armes Käthchen! Wer ihr vor drei Jahren gesagt hätte, daß sie einmal bei Nennung dieses Namens roth würde!

„Ach ja,“ fiel nun auch Hermine ein, „Du hast Dich zwar nie mit ihm vertragen, aber Du hättest uns doch schreiben können, was aus ihm geworden ist.“

„Er ist Offizier geworden. Baron Tesselhof hatte das ja immer im Sinn,“ stotterte Käthchen, . . .  
„reden kann Dein Junge wohl noch nicht, Josephine?“

„Hast Du ihn denn wieder gesehen?“ rief Hermine dazwischen.

„Nein — ja — das heißt nur sehr flüchtig.“

Ihre Verlegenheit war so offenbar, daß der Pastor, mit einem schalkhaften Lächeln, anfang von seiner Nelkenzucht zu sprechen.

Allerhand Vorbereitungen für den Empfang zahlreicher Gäste am nächsten Tage nahmen den Rest des Abends in Anspruch. So viel gab's dazwischen zu erzählen und zu lachen, und da wurde es spät, bis endlich Käthchen und Hermine hinaufstiegen in das Mansardenstübchen, in welchem sie heute, um andern Gästen Platz zu machen, schlafen mußten. Die Kammer hatte nur ein lufenartiges Fenster, aber durch dasselbe sah man Schloß Dorn-

burg, über dessen Thürmen die silberne Mondsäbel schwebte.

„Wir haben noch kein Wort über Evelyn gesprochen,“ sagte Käthchen tiefaufseufzend und band ihr goldiges Haar auf.

„Die Gräfin ist ein Engel!“ versetzte die kleine Pfarrersbraut begeistert.

„Das dachte ich mir. Wie kann es anders sein? Wird sie morgen hier sein?“

„Sie wollte zur Trauung in die Kirche kommen.“

„Und er auch? . . . Hermine! ist sie glücklich?“

„Frage mich nicht. Ich werde nicht daraus klug. Ich glaube, er liebt sie über alle Maßen, aber sie sieht so aus, als duldete sie es nur und dächte viel mehr an die Vergangenheit, als ihm lieb ist.“

„Arme Evelyn!“

## Zwölftes Kapitel.

---

„Der Wagen wartet, Evelyn, bist Du fertig?“

„O, Du willst es großartig machen? Ich dachte wir hätten auch zu Fuß bis zur Kirche gehen können. Fräulein Germinchen hat einen wunder-vollen Hochzeitstag.“

Sie hatte zum ersten Mal die Trauer um den Grafen Rudolph völlig abgelegt, und etwas in ihrer lichten Erscheinung, die Blumen, die hellen glänzenden Farben, riefen ihm die glücklichsten Tage seines Lebens, die Tage der Kondinella ins Gedächtniß zurück, als er ihr den Mantel umlegte, und sie die Treppe hinabführte.

„Ich habe heute Morgen eine Vision gehabt,“ sagte Evelyn dabei, „ich war in den Dornengrund

spazieren gegangen, hatte mich an den Bach gesetzt, sah dem Wasser zu und, und dachte . . .“

„An was?“ fragte er stehen bleibend.

„An mancherlei was ewig, ewig weit hinter mir zu liegen scheint,“ versetzte sie mit einem Seufzer, „und die Gedanken nahmen plötzlich Gestalt an . . . es war ein Luftbild. Ich sah Edgar auf einem lichtbraunen glänzenden Pferde an mir vorüberreiten, er sah mich unverwandt an, das Pferd aber schritt unhörbar über den weichen Moosgrund.“

„Und daraus schließt Du, dies müßte eine Vision gewesen sein?“ fragte Thurna ironisch.

„Nein, sondern daraus, daß er mich nicht grüßte, daß er weder absprang, noch auf mich zueilte, noch irgend etwas von dem that, was Edgar in solchem Falle thun würde.“

„Zum Beispiel“ . . .

Sie wollte scherzend antworten, aber das Wort erstarrte ihr auf der Lippe, als sie ihn ansah.

„Du hast vorhin einen Brief bekommen,“ sagte sie, das Thema wechselnd.

„Ja, er ist aus Paris. Der Direktor der

Bergwerke von Atalaya ist dort und will mich sprechen. Ich werde wohl hinreisen müssen."

"O Lorenz! Und das erfahre ich so nebenbei?"

"Interessirt es Dich? Eine so vielbeschäftigte Hausfrau wie Du, wird kaum Zeit haben meine Abwesenheit zu bemerken."

"Bleibst Du lange fort?"

"So lange wie Du befehlst. Der Gedanke, mich zu begleiten ist Dir wohl noch garnicht gekommen?"

Sie sah ihn an und dachte, wie sehr er sich in diesem Winter verändert hatte, wie verdüstert sein liebenswürdiges Naturell erschien, wie wortkarg er geworden.

Litt er unter diesen Befürchtungen noch mehr, als unter dem Verlust seiner Freiheit? War auch sie ihm schon zur Last und Fessel geworden?

"Ich denke mir, es soll Dir gut thun, Dich zu erfrischen, wenn Du Dich wieder einmal ganz allein, ganz frei fühlst und vergißt, daß Du an eine Scholle und eine Frau gebunden bist."

"Wie Du denkst," versetzte er trocken und öffnete den Wagenschlag.

Sie kamen etwas spät. Pfarrer Hochberg stand schon vor dem Altar, die helle Gruppe der Hochzeitsgesellschaft war schon vor ihm versammelt und viele Zuschauer füllten die Kirche, als „die Herrschaft“ den Mittelgang durchschritt und auf der vordersten Bankreihe Platz nahm.

Als dies geschah sah Graf Lorenz, daß seine Gemahlin leicht die Farbe wechselte und kaum hörbar einen Namen flüsterte, sein Ohr fing ihn auf: Edgar!

Mit einer raschen Wendung fuhr Thurna herum und sein Blick suchte unter den versammelten Gästen, bis er, wie gebannt haften blieb. Dort, ihm gerade gegenüber stand er, der schöne Knabe, der einst zu ihren Füßen im Grase zu liegen pflegte, ihr Herzensliebbling, dem sie mütterlich zärtlich die braunen Locken streichelte, den sie zurecht wies, lobte, antrieb, beherrschte! Aber dieser ungestüme Knabe hatte sich in diesen kurzen Jahren, wunderbar rasch, zum ernstesten, selbstbewußtesten Mann entwickelt, weit über sein Alter hinaus. Ruhig, fast imponirend stand er da, mit einer Melancholie in diesen dunkelblauen

Augen, wie sie nur eine große, unvergeßliche Lebens-  
enttäuschung so jungem Antlitz ausdrückt! Und er  
war schön, von jenem kraftvollen, markigen Schlag,  
wie wir uns den jungen Gatten Thusnelba's denken,  
tadellos vom Scheitel bis zur Sohle und dabei so  
jung, so treuherzig. Auch der Bornesblick, der beim  
Wiedererkennen aus seinen Augen flammte, war so  
ehrlieh, so gerade und offen, mit soviel Kummer  
gemischt, daß er mehr zum Vorwurf ward, als zur  
Herausforderung . . . und über Lorenz Thurnia  
fluthete wieder die seltsame Angst, das Gefühl ohn-  
mächtiger Verzagtheit.

Pastor Hochberg hatte seinem Töchterchen so  
viele gute Lehren mit auf den Weg zu geben, daß  
die Trauung etwas lange dauerte — oder erschien  
es nur Thurnia so?

Als endlich das Schlußwort gesprochen worden  
und die Menschenmenge sich in Bewegung setzte,  
verließ Edgar durch eine Seitenthüre die Kirche.

Vor der Kirche kam Käthchen Kendar, mit  
ausgestreckten Händen, die Schleppe ihres rosa

Kleides achtlos den derben Stiefeln der Bauern preisgebend, auf Evelyn zu.

„Ihr Beide hier!“ flüsterte Evelyn bei der Umarmung.

„Wir Beide?“ sagte Käthchen mit einem drolligen Blick, dann wandte sie sich zum Grafen und reichte ihm etwas verlegen die Hand. Sie konnte ihn doch unmöglich ignoriren, wenn er so hoch vor ihr stand und so höflich grüßte.

Es war keine Zeit zu weiteren Erörterungen, die Hauptpersonen traten in den Vordergrund, Gratulationen wurden ausgesprochen und Käthchen konnte Evelyn nur in aller Eile versprechen, sie wolle sie morgen besuchen.

Dann fuhr der gräfliche Wagen vor und Evelyn winkte aus demselben noch mit dem Taschentuch und rief: Auf Wiedersehen! als sie abfuhr.

Thurna zündete sich eine Cigarre an, that ein paar Züge, warf die feine Havannah dann einem, am Wege stehenden armen Reisenden zu und wandte sich zu Evelyn, indem er abgebrochen sagte:

„Du sprachst in Paris die Bitte aus, die

kirchliche Ceremonie nachzuholen. Wenn Du noch den Wunsch hast, so bin ich bereit —“

Er sprach so nachlässig, als beschäftige ihn im Grunde die Wahl einer neuen Cigarre mehr. Evelyn glaubte jeden Schlag seines Herzens, jede Regung seiner Seele zu kennen — und doch wußte sie nicht, daß nur die Angst ihm diese Worte diktirte. Sie versetzte traurig:

„Ach, Lorenz, seitdem habe ich viel erkannt und viel gelitten. Ich wünsche es nicht mehr. Klingt Dir dies seltsam? Es ist aber so. Du sagtest mir einst, als ich wieder davon sprach: Wir sind hoffentlich zu geschmackvoll, um eine kirchliche Ceremonie zu einem Nummenschanz herabzuwürdigen! Das klang hart — aber sieh, ich fühle jetzt ähnlich. Begreifst Du?“

Er gab keine Antwort — er fürchtete, sich lächerlich zu machen.

Am nächsten Tage wartete Evelyn in einiger Unruhe aber vergeblich auf Käthchens versprochenen Besuch. Statt dessen brachte gegen Abend ein Junge die brieflichen Entschuldigungen, welche aber Evelyn

Alle nichts sagend klangen — so als habe Rätchen nur höherem Verbot gehorcht. Ein tiefes Roth stieg in ihre Wangen, sie legte den Brief hin.

„Er ist Schuld daran!“ seufzte sie.

„Wen beehrst Du mit dem Titel ‚er‘?“ fragte Thurna sarkastisch.

„Edgar! Wen sonst? Hochbergs hätten sie gehen lassen. Aber er — er . . .“ große Thränen fielen von ihren Wimpern — „o, Lorenz, kannst Du die tiefe Demüthigung fassen? Er hat ihr abgeredet. Ach, ich habe diesen Knaben als ein Vermächtniß meines sterbenden Vaters überkommen, ich habe ihn erzogen, geleitet, und er war wie Wachs in meiner Hand, weil er in mir eine Heilige sah! Und das ist vorbei. Heute in der Kirche habe ich Alles in seinen Augen gelesen, als ob er es mir in lauten Worten gesagt: er verachtet mich und haßt mich.“

„D, sei unbesorgt,“ versetzte er mit leicht spöttischer Stimme, „dieser Haß wird schmelzen! Ein Blick von Dir — und er liegt Dir wieder zu Füßen . . . und die Stunde ist da, die ich schon

vor drei Jahren, mit dem sicheren Blick des Erfahrenen, voraussah! Kannst Du Dich darauf besinnen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich besinne mich nicht, aber ich vergebe Dir Deine Worte.“

„Ha! So wie man einem alten gallfüchtigen Leberpatienten vergiebt, — gestehe es, Evelyn! Ja, ich werde alt und Du wirst nachsichtig und läßt den Narren schwätzen.“

„Ich bitte Dich allerdings, reise bald nach Paris, die Dornburg macht Dich zum Hypochonder!“ rief Evelyn, zwischen Lachen, Weinen und Zürnen.

Am nächsten Tage, als Evelyn die Blumen im Glaserker beschnitt und bewässerte, trat der Diener ein und meldete: Frau von Kendar und Tochter.

Die Gartenscheere fiel zu Boden, die schöne Gärtnerin warf die weiße Schürze hin und eilte mit ausgestreckten Händen den Kommenden entgegen.

„Welche Ueberraschung!“ rief sie, und fühlte sich schon von Frau von Kendars runden Armen herzlich umfangen.

„Herzchen — Kindchen — Liebchen . . . wahrhaftig, ich halte Dich leibhaftig! Wie geht Dir's? Gütiger Himmel, wie ich den Athem verliere —“ und die gute Frau sank in einen Sessel und trocknete sich die Thränen, während Käthchen ihre Stelle einnahm und flüsterte:

„Meine süße Evelyn! Ich liebe Dich!“

„Und ich freue mich so sehr! Ich wußte gar nicht, daß Ihr Beide hier wäret? . . . und in der Pfarre? Nicht bei mir?“

„Mein Himmel, ich bin gestern Abend gekommen. Ich mußte doch nachsehen, was eigentlich los sei! Das kommt davon, wenn man seine Töchter so schlecht erzieht. Welche Streiche macht das Mädchen! Aber vor allen Dingen, meine Evelyn, lasse Dich ansehen! Bläß, wie immer! Ach! man ist so thöricht! Ich hatte mich vor diesem Wiedersehen gefürchtet, und nun ist Alles ganz wie sonst! Höre, wie poetisch ist die Dornburg, ein wahres Dornröschen-Schloß! . . . aber wie Dich der gute Pastor liebt und verehrt. Ich war ganz gerührt! Der gute Mann, ihm traten gleich die

Thränen in die Augen — „Gott sieh das Herz an,“ sagte er. Ja, ja, natürlich! Nun aber bitte ich Dich, was sagst Du dazu? Sie will ihn heirathen!“

„Den Pastor?“ rief Evelyn verwundert.

„Ach, dieser Unsinn!“ rief Käthchen lachend, „nein, den Edgar!“

„Aber wer? Du?“

„Natürlich ich!“ jubelte Käthchen und fiel Evelyn um den Hals. „Und nun sage der Mama, daß sie einwilligen soll!“

„Aber erbarm Dich! Wovon sollen sie leben?“ rief Frau von Kendar händeringend. „Es ist der blanke Unverstand.“

„Laßt mich nachdenken!“ bat Evelyn, die Hand an die Stirn legend, „Edgar will heirathen!“ sie mußte ungläubig lächeln, „dieser Gedanke ist unfassbar. Bedenkt, daß er für mich immer noch ein Knabe ist . . .“

„Nun wahrhaftig, so ist's auch!“ rief Frau von Kendar resolut.

„Das ist nicht wahr! Er sieht schon beinahe alt aus!“

„Aber liebes Kind, davon könnt Ihr auch nicht leben!“

„O, erzähl mir Alles, Alles wie es kam!“ sagte Evelyn, „ich begreife noch nichts . . . wovon sollen sie leben, sagst Du? Aber Edgar hat doch genug — übergenug!“

„Darin irrst Du Dich. Der — der — na der Baron Tesselhof giebt ihm zwar einen ausreichenden Zuschuß und läßt ihn in einem guten Regiment dienen, aber Edgar selbst hat ja kein Vermögen. Er hat uns Alles klar vorgerechnet der arme Junge!“

„Aber vergaß er denn, Euch zu sagen, daß er eine jährliche Rente von tausend Thalern bezieht?“

„Was Du da sagst! — Evelyn, träumst Du?“

„Ich habe dies, sowie ich mündig war, den Wünschen meines Vaters gemäß, geordnet. Nein, ich wollte sagen Baron Tesselhof und ich waren darin ganz einig, daß er seinen Beruf nach Neigung wählen solle und immer ein genügendes Auskommen haben solle.“

Frau von Kendar war sehr betroffen. Diesen Umstand, der doch die ganze Sache wesentlich ver-

änderte, denn wenn der Papa seinem Töchterchen ebensoviel Nadelgeld bewilligte, konnten die beiden jungen Leute vielleicht doch existiren, — diesen Umstand hatte Edgar weder gegen sie noch Rätthchen erwähnt. Das begriff sie nicht. Rätthchen begriff den Zusammenhang schon eher und wurde recht nachdenklich.

Graf Thurna, welcher jetzt eintrat machte dem Gespräch ein Ende. Frau von Kendar war das sehr seltsam ihn so neben Evelyn stehen zu sehen, seine höfliche Frage zu hören ob „seine Frau“ den verehrten Damen schon die Dornburg gezeigt habe? — Seine Frau! — Du lieber Himmel! Vor acht Tagen hatten Kendars ja noch ein Diner in Fürstenrode mitgemacht. Je sonderbarer der guten Dame zu Muth ward, desto lebhafter schwatzte sie. In der That interessirte sie sich sehr für alterthümliche Schlösser. Ja sie schwärmte für den altdeutschen Styl, sie studirte ihn, schrieb darüber und trug schwer an dem Schicksal, in einem weißgetünchten, viereckigen Landhause, dessen Thüre das deplorabel prosaische Erbauungsdatum: 1830 trug, leben zu müssen!

Evelyn zeigte ihnen das Schloß mit Stolz und Freude, Thurna war schweigsam, aber sehr zuvorkommend.

„Es ist Alles so stylvoll! Ich bin entzückt! Höre, meine liebste Evelyn, ich bin wirklich ganz begeistert! Das wäre so etwas für mich, in solch einem Kastell leben.“

„O, so bleibt bei mir!“ rief Evelyn, „Lorenz muß nach Paris reisen und mir ist schon bange vor der Einsamkeit!“

„Weshalb reisest Du nicht mit?“ rief Frau von Kendar und blickte rasch von Einem zum Andern.

Thurua zuckte die Achseln, Evelyn wandte das Gespräch. Sie war ein wenig unruhig. Sie wußte nicht, ob es Frau von Kendar lieb sei, erwähnte sie Rätchens Verlobung und doch beschäftigten sie die räthselhaften Hindernisse dieses jungen Glückes eben ausschließlich. Sie hatte keine Gelegenheit noch eine Frage zu thun, denn Thurna stand immer neben ihr, so flüsterte sie nur, bei der Abschiedsumarmung: „Laßt mich's wissen . . . wegen Edgar!“ Frau von Kendar nickte bereitwillig, sie fing dabei einen Blick

des Grafen auf, der ihr angst und bange machte, so daß sie hastig forteilte.

Käthchen hielt schweigend neben ihr Schritt und so kamen sie bis an den Garten des Pfarrhauses, wo Frau von Kendar stehen blieb und ausrief: „Arme Evelyn!“

„Ach Mama, fange Du nun nicht auch an! Glaube mir doch, er liebt sie.“

Frau von Kendar sah sehr bedenklich aus, sagte aber, sehr gegen ihre Gewohnheit, weiter nichts hierüber. Am Gartenstücker lehnte Edgar, Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesicht, als ihm seine Schwiegermama in spe mit dem Finger drohte und ausrief:

„Aber Du mein Himmel, Edgar, was sind das für sonderbare Geschichten? Gleich auf der Stelle kommen Sie hier in diese Laube und rechtfertigen Sie sich!“

Das Resultat dieser Rechtfertigung war, daß Frau von Kendar in Hast und Eile einen Zettel schrieb und denselben durch einen Knaben aufs Schloß schickte. Der Diener nahm das nur flüchtig

zusammengebrochene Billet dem Burschen ab und brachte es hinauf. Der Graf war ausgeritten und die Gräfin war spazieren gegangen, so legte er das Blättchen auf den Tisch im Salon und entfernte sich. Eine halbe Stunde später kam Graf Lorenz nach Hause. Es war sechs Uhr, die Abendsonne vergoldete Evelyns Erkerzimmer, in welchem sie ihn täglich um diese Zeit mit dem brodelnden silbernen Theekessel zu erwarten pflegte. Der kleine Theetisch war auch heute gedeckt, frisches Backwerk duftete im Porzellankorb, aber das Wasser sprudelte in ungezähmter Wildheit über den Rand des Kessels und Evelyn war nicht da, da waren auch keinerlei Vorbereitungen zur Theebereitung getroffen. Thurna zog die Uhr, blickte in das leere Nebenzimmer, trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch und gewahrte jetzt auf dem Teppich unter dem Tisch ein offenes Billet. Es war wahrscheinlich beim Decken des Theetisches herabgefallen — vielleicht aber auch aus dem Arbeitskörbchen auf dem Nähtisch gefallen? Er hob es auf und las die eiligen Worte:

„Ich bitte Dich, liebste Evelyn, setze ihm den Kopf zurecht. Nur Du kannst es, denn Du hast eine unbeschränkte Gewalt über ihn und mag er nun sagen, was er will, er liebt Dich wie immer. Lasse Dich also durch seinen Trotz nicht irren machen. Er kann Dir Deine Heirath nicht vergeben. Nun kannst Du Dir auch denken, wie Alles Uebrige zusammenhängt. Ich erwarte Dich mit Bestimmtheit. In größter Eile. A. v. K.

Thurna stand einige Augenblicke regungslos, als sei er betäubt. Dann warf er den Zettel hin und klangelte nach Joseph.

„Ist die Gräfin schon zurück?“ fragte er, in einem Ton, der Joseph an die schlimmsten Zeiten in Cairo erinnerte.

„Die gnädige Gräfin ist in den Dorngrund spazieren gegangen und noch nicht zurück.“

„Lüge über Lüge, in die Pfarre ist sie gegangen und Du weißt es.“ —

Joseph schwieg. Ach, die Nerven seines guten Herrn waren durch das Leben in dieser Gefangenschaft gänzlich ruinirt. Das Schweigen seines

Diener's besänftigte Thurna ein wenig. Vorsichtig, als sei dies eben die Hauptsache drehte er die Flamme uuter dem Kessel aus, dann nahm er seine Filzkappe und verließ das Zimmer.

Er trat aus dem Schloßportal und sah Frau Susi mit ihrem Strickzeug unter der alten Hoslinde sitzen, welche aus dem verwitterten Gemäuer des mächtigen Thurmes hervorwuchs und diesen, sowie die runde Steinbank längst gesprengt hatte. Frau Susi stand auf und knixte, als der Graf herantrat und sie fragte, ob sie wisse, wo ihre Herrin hingegangen sei? In den Dorngrund, natürlich! versetzte die kleine Kammerfrau und heute sei ein schöner Abend, da werde sie euen weiteren Gang unternommen haben! — dann blickte sie ihrem Grafen verstohlen nach und wischte sich die Augen. Wie verändert er war! Welche Sorge quälte ihn und trieb ihn ruhelos umher? Vor drei Jahren ein glänzender, lächelnder Cavalier mit dem sanftesten, behaglichsten Gesicht, immer gefällig, immer liebenswürdig — und jetzt ein vergrämter Mann, unstät, mit einer sonderbaren Angst in den Augen, so als sei ihm beständig

ein Verfolger auf den Fersen! Lastete ein Verbrechen auf seiner Seele? — Erwartete ihn, wenn sie ihn fingen, die Todesstrafe wegen Hochverraths? Oder war er das Mitglied einer geheimen Verschwörung? Frau Susi las zu viele Schauerromane, um sich nicht mit solchen Phantasien gern zu beschäftigen. Sie sah es kommen, daß er, die Gräfin, Joseph und Susi auf dem Schaffot endigen würden!

## Dreizehntes Kapitel.

---

Evelyn war allerdings in den Dorngrund gegangen. Buchwald bedeckte auf dieser Seite den Berg, und im lichten, kühlen Schatten dieser graustämmigen Bäume führte ein breiter aber vergraster Weg abwärts in das liebliche kleine Thal, durch welches das Wässerchen rann und die Vögel jauchzend hinfuhren, um die Mücken und Libellen zu fangen, die wie Funken durch die Luft blitzten.

Sie ging langsam, in Gedanken verloren. Hin und wieder bückte sie sich nach einer Blume oder betrachtete die grüngoldenen Raubkäfer, welche blitzschnell über den Sand liefen, aber sie wußte dies selbst kaum. Endlich setzte sie sich auf einen gefällten Birkenstamm, welcher neben dem Bach lag. Hier saß sie lange. Die Stille und der Frieden ringsum

übten einen wohlthätigen Einfluß. Der bittere Gedanke, der sich ihr, seitdem Kendars sie verlassen hatten, immer wieder aufdrängte: „Er nimmt Dein Geld nicht! Er will nichts mehr aus Deiner Hand nehmen!“ reichte aus zu dem Entschluß, um Rätthens willen der Sache auf den Grund zu gehen. Ohne Frau von Kendars Zettel gelesen zu haben, sagte sie sich schon Alles, was auf demselben stand!

Als sie endlich aufblickte, vernahm sie in der Ferne Hufschlag. Dies mußte Thurna sein, der durch dies Thal heimkehrte. Sie stand auf und ging ihm entgegen, einen Reiter sah sie auch hinter den Bäumen, er kam ihr gerade entgegen, aber es war nicht Thurna, sondern ihr verlorener Liebling an den sie mit soviel Kummer dachte! Er sah sie noch nicht, denn er hielt plötzlich an, sprang vom Pferde und untersuchte den Sitz des Sattels, an welchem ein kleines Felleisen angebracht war. Er war augenscheinlich auf der Heimreise zu seinem Freunde begriffen. Mit leichten raschen Schritten trat sie hinzu und als er sich umfah, sie erkannte

und Miene machte, sich aufs Pferd zu werfen, rief sie ihn an:

„Edgar! Komm zu mir!“

Und die alte Gewohnheit des unbedingten Gehorsams beim Klang dieser süßen Stimme war noch so stark in ihm, daß er mechanisch gehorchte. Aber sein Auge flammte und ein brennendes Roth stieg bis in seine Stirn.

„Ich möchte mit Dir sprechen. Willst Du mich hören?“ fragte sie sanft.

Er schlug den Blick zu Boden und versetzte langsam: „Sie befehlen, Gräfin, ich höre.“

Sie erhob beschwichtigend die Hand.

„Edgar, Edgar! Ich kann Dir in diesem fremden kalten Ton nicht antworten! Für mich bleibst Du immer derselbe, ob Knabe, ob Mann, ob Freund ob Feind . . . ich kann Deiner nie anders als liebevoll gedenken. Komm her, gieb mir die Hand, wie schwach ich auch gewesen, wie oft ich auch gefehlt habe . . . was habe ich Dir gethan, den ich immer so herzlich geliebt habe?“

Er wandte sich fort, seine Wangen glühten,

seine Hand zitterte, als er, den Zügel seines Pferdes ordnend mit Hestigkeit hervorstieß:

„Mich geliebt? das ist nicht wahr! Hätten Sie mich so geliebt, wie Sie vorgaben mich zu lieben: wie eine Mutter den Sohn, wie eine Königin ihre Unterthanen, so hätten Sie sich doch besonnen, ehe Sie meine Seele mordeten.“ —

„Edgar!“

„Ja, was sonst? Wie nennen Sie es, wenn ein Mensch uns den Glauben an die Wahrheit und an Gottes Gerechtigkeit raubt? Und was sage ich, ein Mensch? Nein, wenn derselbe Engel, den wir als Heilige anbeteten —“

„Edgar, Edgar, kein Wort mehr! — ich kann das nicht hören, ich kann nicht. Vergieb mir! — O, ich bin es gewöhnt worden, Demüthigungen hinzunehmen, aber das ist hart zu ertragen!“

Seine Hestigkeit, seine knabenhafte Schroffheit schwanden, als er sie jetzt zum ersten Mal ansah, dies zaubervolle Antlitz voll herzbrechender Trauer, diese flehenden Augen, die einst die Leitsterne seiner

ungestümen Knabenseele gewesen waren und die jetzt zu ihm auffahen, wie zu ihrem Richter.

Ein bitterer, bitterer Schmerz trat an die Stelle des Zornes, er verbarg sein Gesicht in den Händen — er schluchzte.

„O Evelyn, Evelyn, weshalb mußtest Du das thun? dachtest Du in jener Nacht, da Du Fürstentrode für immer verließest, nicht an uns, die wir in Dir unser Vorbild sahen? Konntest Du nicht unser Stern bleiben?“

Die naive Klage in diesen Worten erschütterte sie mehr, als eine majestätische Bußpredigt. Sie lehnte sich an den Baum und sah zu Boden, da herrschte ein langes Schweigen. Er wollte gehen, aber dreimal kehrte er wieder um.

„Oh, sage etwas!“ brach er mit ungewohnter Heftigkeit los, „nenne mich einen Elenden, einen frechen Eindringling, — erkläre mir, wie Alles gekommen, was jetzt noch wie eine dunkle Wolke vor mir steht, sage mir, daß es eine Lüge ist, wenn die Leute sagen Du habest ihn schon damals geliebt, als Du noch —“

„Ich sage lieber nichts,“ unterbrach sie ihn, „vielleicht reden die Menschen schlechter von mir als ich verdiene — wahrscheinlich, — denn ich habe nichts gethan, was die Welt tadeln dürfte! Aber was frage ich hiernach? Bin ich die Ursache gewesen, daß mein armer, lieber Knabe in Verzweiflung und Verbitterung gefallen, so trage ich eine schwere Schuld. Der Muth sinkt mir jetzt, ich wage die Bitte nicht mehr auszusprechen, die ich an Dich richten wollte, denn ich weiß nun schon, aus dieser Hand nimmst Du nichts mehr an!“ Er fuhr auf und wurde sehr blaß, diese Worte versetzten ihn in eine Aufregung, die er kaum beherrschen konnte.

„Das kann ich nicht! Nein, das kann ich nicht! O führe mich nicht in Versuchung . . . ich könnte mir mit Deinem Geld ein glückliches Leben kaufen, das weiß ich, aber ich habe, seit Du uns verlassen hast, keinen Pfennig davon angerührt, es ist unmöglich! O, verlange nur das nicht von mir!“

Sie wandte sich fort. Ihre Thränen fielen hinab in das Gras, während sie leise mit erstickter Stimme sagte:

„Ich bitte um nichts . . . Du hast mir zu Hartes gesagt, Du hast mir zu weh gethan. Lebwohl.“ —

Sie sah sich nicht mehr um, sonderu ging zwischen den Birken und Buchen hin, langsam, mit gesenktem Kopf, um eine bittere Kränkung reicher!

Da ließ er des Pferdes Zügel fallen und sprang ihr nach mit drei Schritten, die alte enthusiastische Liebe, die grenzenlose Verehrung erwachten mit einem Schlage. Lieber wollte er selbst seinen Stolz opfern, als sie betrübt und weinend vor sich sehen.

„Evelyn vergieb mir! Ich will Alles annehmen, was Du mir giebst, Alles!“

Dann aber als fürchte er sich vor dem eigenen Ungestim seiner Gefühle, war er eben so schnell zurückgesprungen, schwang sich aufs Pferd und jagte in einer rasenden Carrière davon, daß die Thälwände das Echo der Hufschläge zurück warfen.

Evelyn setzte sich auf einen bemoosten Stein und trocknete ihre Thränen, aber das waren nun schon Thränen der Rührung. Der gute Junge! Sie vertiefte sich in seine Zukunft zu deren Glück sie nun doch beitragen durfte. Sie malte sich das Alles so

schön aus und versank in eine angenehme Träumerei, aus welcher sie dann aufschreckte, ohne zu wissen weshalb. Thurna stand vor ihr. Er sagte kein Wort sondern zog nur die Uhr und hielt sie ihr hin und als sie aufstand und ängstlich in sein todtenbleiches Gesicht blickte, wandte er sich um und ging dann schweigend neben ihr, wobei er die Spuren zertrat die des Pferdes Huf in den Sand gedrückt hatte und einen Blick dorthin warf, wo das ungeduldig wartende Thier, den Rasen zertreten hatte.

Bleichsamer legte sich die Angst auf Evelyns Brust, raubte ihr Geistesgegenwart und Vernunft. Was sollte sie aber auch sagen? — Die Wahrheit, war das Schlimmste, was er zu hören bekommen konnte. Daß die Begegnung ein Zufall war? Es war eine Erniedrigung, das nur erwähnen zu sollen.

So kamen sie oben an, ohne daß ein Wort gewechselt wäre. Im Erkerzimmer stand noch der Theetisch aber das Wasser kochte nicht mehr. Die Sonne war untergegangen und Dämmerung füllte das Zimmer. Thurna öffnete ein Fenster und blickte

hinab in die Thäler, aus welchen schon die feuchte Abendluft aufstieg.

„Du bist krank, Lorenz,“ sagte Evelyn endlich leise, denn dies Schweigen drohte unerträglich zu werden.

Tesselhof wäre jetzt polternd auf sie losgestürzt, hätte ihr Alles, was er gegen sie auf dem Herzen hatte, gradaus vor die Füße geworfen und eine Stunde später nicht mehr an die Sache gedacht. Thurna stand stumm vor ihr.

„O Lorenz sprich doch!“ flehte sie, „was glaubst Du? Welches fürchterliche Hirngespinnst Deiner unseligen Eifersucht drängt sich jetzt wieder zwischen uns?“

„Worte sind überflüssig, wo Thaten reden,“ versetzte er endlich. Wer ihn nicht kannte, hätte seine Stimme sanft genannt, aber Graf Lorenz war ja nie leiser und rücksichtsvoller, als wenn er am Rande seines Verstandes angelangt war.

„Thaten,“ wiederholte sie schüchtern, „meine That bestand darin, daß ich Edgar Falkner vermocht habe, die jährliche Rente, die er von mir bezieht

und bisher verschmähte, fortzubeziehen, um ihn in den Stand zu versetzen, Rätchen zu heirathen.“

Er lachte kurz auf.

„Solche Dinge pflegt man im Komptoir, aber nicht in einem anmuthigen Thal, am Rande des Baches festzusetzen.“

„Ich war froh, daß er zufällig des Weges kam, — freiwillig wäre er ja sonst nie gekommen — und ich war froh, daß er einwilligte, denn mir lag die Sache am Herzen. Ich liebe sie Beide so innig, das weißt Du.“

„Sehr wohl,“ versetzte er langsam, „Du — liebst — sie — Beide — so innig. Vortrefflich. Du weißt was ich von der bindenden Kraft menschlicher Gesetze halte. Ich erkenne nur das Gesetz des Herzens an. Wo dieses erkaltet, ist nach meinem Katechismus das heilige Band zerrissen. Es steht Dir also frei, sie — Beide! — so innig zu lieben wie Dir's gefällt!“

Sie griff sich mit der Hand an die Stirn. „O, wie entsetzlich ist dies Alles!“ sagte sie, sich mit irrem Blick umschauend, — „träume ich nicht?

— Sprichst Du wirklich, Du selbst? — Und wodurch habe ich grade dies Mißtrauen verdient?“ —

„Grade Du? — Das frage Tesselhof!“

Drüben ging, über dem Tannenberge gerade der Mond auf, und sein blasses Licht beleuchtete diese „Scene“, die so leise verlief, daß sie keines Menschen Schlummer gestört hätte und bei welcher doch Sein und Nichtsein auf der Waage lagen.

Lange sprach Keins ein Wort, sie stand regungslos neben ihm und starrte ihn an, bis er endlich mit erschöpfter Stimme sagte:

„Bergieb mir, Evelyn . . . ich bin halb wahnsinnig.“

Aber sie war zu tief getroffen, um auf seine Worte zu hören und als er ihre kalte Hand ergreifen wollte, zog sie dieselbe mechanisch zurück und sah ihn an mit diesen starren, todtmatten Gazellenaugen, so als hielte er die tödtliche Waffe über ihr.

Das was ihn jahrelang verfolgt und gequält, die Summe all seines Elends stand plötzlich vor ihr, in den drei fürchterlichen Worten: das frage Tesselhof!

„Sage mir nur Eins, Evelyn, beantworte nur eine einzige Frage mit Ja! Habe ich noch die Macht, Dich glücklich zu machen?“

„Nun — nie — mehr!“ sagte sie langsam, „nie, nie wieder!“ fügte sie plötzlich leidenschaftlich hinzu. „Dies Wort hat Alles zerstört. Du achtest mich nicht mehr. O, geh fort und lasse mich allein, oder ich sterbe!“

Leise verließ er das Zimmer. Eine Stunde später rollte ein Wagen aus dem Hof.

Der Herr der Dornburg war ganz plötzlich und ganz allein nach Paris gereist.

---

## Vierzehntes Kapitel.

---

Der Sommer war vorübergegangen. Eine tropische Gluth hat über den sonnendurchglühten Mauern der Dornburg gelastet. Es war, als sei sie ein verlassenes Zauberschloß. Der alte Urban pflegte sich auf der Steinbank unter der Hoflinde zu sonnen und ab und zu bedenklich den Kopf zu schütteln. Drinnen in den alten Räumen aber lebte die Gnädige still wie eine Einsiedlerin und ließ sich nur blicken, um einen Gang ins Dorf oder in die Pfarre zu machen. Sie war sanft und ruhig und wenn sie schwermüthig aussah, so lag doch auch ein so tiefer Friede auf ihrem Gesicht, daß dem Alten das Herz weich wurde bei ihrem Anblick. Manchmal kam sie und setzte sich auf die Steinbank und ließ ihn nach Herzenslust von der guten alten Zeit

reden, als Graf Rudolph und „die Kinder“ hier gelebt und der junge Lorenz die Thürme des Schlosses erklettert hatte, um Dohlen zu fangen.

Frau Clementine hatte es sich nicht versagen können, der einsamen Frau Cousine einen Besuch abzustatten. Während ihre Knaben auf Evelyns Einladung die Kirschbäume plünderten, weidete sie sich an Evelyns Verlassenheit und sprach gar mütterlich mit ihr, von den Strafgerichten Gottes und von dem Bankelmuth der Männer. Dieser Tag war der schwärzeste Punkt im ganzen Sommer, der im Uebrigen nicht so dunkel blieb, wie er begonnen — denn sie lernte von Tag zu Tag mehr, hinnehmen was Gott ihr bot und warten. Freilich kamen bange Stunden, da Sehnsucht und Liebe stark wurden und sie ihre Wange an das harte Holz seiner Violine schmiegte und flüsterte: „O, Du Theil seines Herzens, sage mir was er thut und ob er meiner noch gedenkt?“ Aber dann schämte sie sich ihrer Trauer. Sie hatte gelernt, das Leid mit Frieden, dem Glück ohne Ruh' vorzuziehen. Er hatte seine Violine vergessen! Was das sagen

wollte, konnte sie am besten begreifen, ihr aber war das unscheinbare Instrument wie ein Stück von ihm selbst.

Er hatte von Paris aus an seinen Verwalter geschrieben und mancherlei Befehle ertheilt, die diesen guten Mann auf eine lange Abwesenheit seines Herrn schließen ließen — aber daß dieselbe so lange dauern würde, hatte er nicht erwartet. Da seine unterthänigst anfragenden Briefe meist unbeantwortet blieben, so gewöhnte er sich's an, die Gräfin um Verhaltungsmaßregeln zu bitten, und so dauerte es nicht lange, so leitete sie das Ganze. Auch der Pfarrer nahm ihre Zeit vielfach in Anspruch und sie konnte sich nicht über Mangel an Thätigkeit beklagen. Im Gegentheil hatte sie oft mehr zu thun, als sie überwältigen konnte.

Lange Zeit hindurch war es möglich, Thurna's Abwesenheit durch die Nothwendigkeit seiner persönlichen Gegenwart in Atalaya zu erklären, woselbst bei der Verwaltung der Bergwerke allerhand Unterschleif und Veruntreuung erwiesen worden waren. Als aber ein Monat nach dem anderen verging

und Frau Clementine immer geheimnißvoller die Achseln zuckte, da begannen denn die Leute doch die Köpfe zusammenzustecken.

Edgar schrieb ihr häufig. Er wartete nur seine Befehung in eine kleine billige Provinzialstadt ab, um Rätchen heimzuführen. Diese hatte viel zu thun, denn die gute Mama verstand wiederum garnichts davon, was es heißt eine Aussteuer beschaffen. Rätchen leistete Evelyn vier Wochen lang auf der Dornburg Gesellschaft und ihre fröhliche Stimme belebte das Haus. Vom Grafen war fast nie die Rede, aber Rätchen pflegte Abends, wenn sie in ihrem Zimmer allein war, nach Herzenslust zu weinen und ihre geliebte Evelyn zu bedauern.

Die Hochzeit wurde endlich festgesetzt und eine feierliche Einladung erging an Evelyn, aber sie lehnte dieselbe ab. Es war natürlich, daß Tesselhof, als Edgars Pflegevater dort sein würde und sie wollte kein Wiedersehen riskiren — jetzt am wenigsten. Rätchen begriff. Es betrückte sie, aber sie konnte nicht zureden.

Und so kam der Herbst heran, der diesen Tag

bringen sollte. Es war an einem sehr dunklen, stürmischen Abend, daß Evelyn in ihrem Erkerzimmer am Fenster saß, hinausblickte in die kämpfenden, ungeheuren Wolkenmassen, und sich bange fragte, ob ihr Leben wirklich immer so fortgehen werde und ob er sein verpfändetes Wort, auf der Dornburg zu wohnen, nicht zu halten beabsichtige? Unmöglich! Lorenz Thurna konnte wohl eine Frau vergessen, doch nie sein Ehrenwort.

Wohin aber, wenn er wiederkehrte, würde er sie schicken? Dieser Gedanke entlockte ihr Thränen. Sie hatte die Dornburg so lieb gewonnen. Alle Fasern ihres Herzens klammerten sich wie draußen die Zweigwurzeln des Epheu an die rauhen Mauern dieser Heimat! Sollte sie denn nie auf Erden empfinden dürfen, was dies Wort heißt?

Es klopfte. Joseph stand, halb verlegen, halb lächelnd auf der Schwelle, daß sie, im Dunkeln kaum glauben konnte, er sei es selber.

„Ich wollte der gnädigen Frau nur melden,“ stotterte er, „daß wir — daß wir — ein kleines Mädchen haben!“

Evelyn nahm zuviel Antheil an diesem frohen Ereigniß, um nicht am nächsten Morgen, noch ehe sie gefrühstückt hatte, Frau Susi ihren ersten Besuch abzustatten. Die kleine Frau küßte ihrer Herrin freudestrahlend die Hand und sagte: „Ich freue mich, daß es ein Mädchen ist!“ Wegen der Gräfin und dem kleinen Junker Henry! hatte sie vorher zu ihrem Mann gesagt. Susi kannte ihre Herrin gut. Die Gräfin nahm das Kind auf den Arm und blickte lange sanft und nachdenklich in das winzige Gesichtchen, dann aber sammelten sich Thränen an ihren Wimpern, sie gab das Kind zurück und verließ schweigend das Zimmer.

Die Erinnerung an den Tag, da sie den kleinen Henry zum ersten Mal im Arm gehalten, erwachte übermächtig und sie konnte dieselbe nicht wieder loswerden. Es wollte ihr, die wenig kleine Kinder gesehen hatte, scheinen, als gliche dies kleine Geschöpfchen ihrem verlorenen Liebling — die Stimme, die wunderlichen Grimassen, das Lächeln, die krabbelnden Bewegungen der Hände, es war Alles dasselbe. Sie ging täglich hinab in die Stube, wo Frau

Susi an der Wiege saß, und ihr Kind in Schlaf sang, aber es war ein Opfer, welches sie brachte.

Den Sonntagnachmittag verbrachte sie meist in der Pfarre und da sprachen sie auch oft von dem kleinen Grabe, dem früher nie der Blumenschmuck gefehlt hatte. Hermine, die jetzige Frau Pastorin von Buchenberg schickte hin und wieder in ihrem Brief eine der dort blühenden Passionsblumen mit, und nährte dadurch in Evelyn das sehnliche Verlangen nur einmal jene Stelle wiederzusehen, — das kleine Kreuz, welches schon allein hätte Grund genug sein sollen, ihre Pflicht nie zu verlassen! Pfarrer Hochberg war aber jetzt wieder ganz der Alte, und sein Gesicht strahlte von Hoffnung. Es war für die junge Gräfin schon eine Stärkung ihn anzusehen, und sie war seine treueste Verbündete. Die Zustände in der Gemeinde besserten sich, die Kirche füllte sich mehr und mehr und inmitten ihrer trauervollen Einsamkeit hatte Evelyn manche frohe Stunde.

Dann kam Käthchens Hochzeitstag und wenn sie auch nicht dabei war, so erfuhr sie durch einen ausführlichen Brief von Frau von Kendar alle

Details des Festes. Es war im engeren Familienkreise, still, aber fröhlich gefeiert worden und Baron Tesselhof hatte, mit gewohnter Generosität, dem jungen Paar als Hochzeitsgabe eine Reise nach Italien geschenkt. Er, sowie Belforts, welche schon lange wieder in Fürstenrode lebten, waren geladen gewesen und Frau von Kendar verhehlte nicht, daß es einige peinliche Augenblicke gegeben habe. Lenore und Ilse wären zwei langaufgeschossene Backfischchen um derentwillen sie wünschen müßte, Tesselhof möchte sich wieder verheirathen, denn der Einfluß der Großmama sei nach wie vor ein verderblicher.

Evelyn legte diesen mit gewohnter unbedachter Offenherzigkeit geschriebenen Brief mit einem tiefen Seufzer bei Seite. Ach, werden diese anklagenden Stimmen, die aus der Vergangenheit zu ihr herüberklingen, nie schweigen?

Es folgten kalte, nasse Herbstwochen, in denen Edgars und Rätchens Briefe aus Oberitalien die einzigen Lichtblicke waren. Evelyn war sehr verzagt. War nun das dunkle stürmische Wetter daran Schuld, waren ihre Nerven doch endlich erschöpft, oder hatte

sie bisher doch immer noch heimlich an die Rückkehr des Grafen geglaubt und sah nun ein, daß dieser Glaube eitel war — genug sie hatte Stunden, in denen dem guten Pfarrer angst um sie war. Stunden der tiefsten Melancholie, in denen sich ihre Sehnsucht nach dem Grabe ihres Kindes zu krankhafter Höhe steigerte.

Eines Tages überwand diese Sehnsucht alle Bedenken — sie bestellte den Wagen und fuhr nach Buchenberg, aller jammernden Vorstellungen Susi's ungeachtet, welcher eine Freundin, die Kantorstochter in Buchenberg, geschrieben hatte, es herrsche dort Scharlach und Diphtheritis in verheerender Weise. Gräfin Evelyn lächelte nur zerstreut bei diesem Einwand und legte die dicken Blumenkränze sorgsam in den Korb. Sie wollte dieselben erst auf das Grab bringen, dann bei Kendars Mittag essen und zum Abend wieder daheim sein. Begleiten sollte sie Niemand.

„Meine Gräfin wird heute Abend nicht heimkommen!“ schluchzte Susi, dem davonrollenden Wagen nachblickend, „sie wird dort krank werden und sterben.“

Vielleicht kam auch Evelyn solch eine Möglichkeit in den Sinn — dann sah sie ein langes schmales Grab neben dem kleinen Kindergrabe und es war ihr, als habe sie endlich, endlich ewige Ruhe gefunden!

Es war ein nasser, unfreundlicher Tag, und über dem Park von Fürstenrode ballten sich dunkle, drohende Wolken, als der Wagen vor dem wohlbekannten Gitterthor hielt und die zitternde Frau ausstieg und mit Blumen beladen die Thür des Friedhofes öffnete. Ein Schauer durchrieselte sie. O, wie fremd, wie seltsam war es, wieder hier zu sein, diesen Kiesweg hinab zu gehen, den ihr Fuß sieben Jahre lang allwöchentlich betreten hatte, das Rauschen in den mächtigen Tannen über sich zu hören, die altbekannte Kirche mit dem schlanken Thurm vor sich zu sehen! Ein wechselndes Licht, bald grell, bald dunkel, zog mit den eilenden Wolken über die Gegend und verlieh derselben ein gespenstiges Ansehen, raubte ihr die ruhige Anmuth und zeichnete auf die Hügel dämonisch fragenhafte Ranten und Zacken.

Eine ganze Reihe frischer, meist noch nicht mit Rasen bedeckter Gräber zeigte, daß der Tod in dem friedlichen Dorfe grausam reiche Beute gehalten habe. Zwei dunkelgekleidete Frauen standen weinend neben einem dieser Hügel. Unwillkürlich blieb Evelyn stehen und sagte: „Arme Frau!“

„Ja, das mögen Sie wohl sagen, gnädige Frau,“ bestätigt die Eine, „heute begrub man ihr letztes Kind!“

Die Frau warf dabei einen forschenden Blick in das Gesicht der Dame, dann erschrak sie und flüsterte ihrer Gefährtin zu: Es ist die Baronin!

Evelyn ging mit schnelleren Schritten weiter bis sie an das von Cypressen fast verdeckte Gitter des Fürstenroder Begräbnißplatzes kam. Hier trat sie ein, hier lag es vor ihr das kleine grünbewachsene Grab, reichlich mit Monatsrosen und Herbstblumen geschmückt . . . weshalb aber blieb sie versteinert stehen?

Ihr Fuß war gelähmt, ihr Kopf begann zu schwindeln. Was sollte denn das bedeuten? Zwei mit Palmblättern dicht bedeckte frische Grabhügel

nahmen Henry's kleines Marmorkreuz in ihre Mitte! —

Ihr starrer Blick glitt mechanisch über die frischen Erdschollen zu ihren Füßen, über zertretene Blumen, niedergedrücktes Gras. Es lag eine so schauerliche, unmittelbare Gegenwärtigkeit über dem Ganzen, so als wären die Stimmen der Leidtragenden und die Fußtritte der Träger noch nicht verhallt.

„Was ist das?“ fragte sie verwirrt, denn sie sah durch einen Nebel, daß Jemand neben ihr stand. Es war eine der Bauersfrauen.

Zögernd, mit gedämpfter Stimme, antwortete die Frau: „Das Fräulein Lenore und der gnädige Herr aus Fürstenrode . . .“

## Fünfzehntes Kapitel.

---

Ueber den Golf von Lacosta spannte sich der Himmel in ungetrübtem Blau und das Meer schaukelte sich murmelnd zu Füßen des steilen Felsens, auf welchem die Fischer täglich einen Mann stehen sahen, der mit unruhigem Blick über das Meer blickte. Sie riefen ihm oft altgewohnten Gruß entgegen, aber meist blieb derselbe unbeantwortet, denn er hatte sich sehr verändert, der Conte Tedesco, er war nur noch ein Schatten seiner selbst, so meinte sein einstiger Liebling, der kecke Gaetano. Zwar lebte er genau so, wie er hier immer lebte, das heißt er bestieg die Berge, ging auf die Jagd und fuhr, die Flinte neben sich, weit aufs Meer hinaus, um Seevögel zu schießen. Aber er that dies mechanisch, ohne eine Freude darau zu finden und

sein stolzer Muth schien gebrochen. Es gab Manche, die an seinem Verstande zweifelten und sich hinter seinem Rücken bedeutungsvoll an die Stirn griffen. Einst fragte ihn der junge Gaetano nach der schönen Signorina, mit welcher er vor einem Jahre hier gewesen und von welcher er gesagt hatte, sie sei seine Frau. Aber der junge Fischer schwur dann, er wolle nie wieder solch eine Frage thun, obgleich der Conte ihn nur mit einem Blick gestraft hatte.

Er bewohnte das schöne, große Hotel, durch welches Lacosta großartig zu werden und seinen naturwüchsigen Reiz zu verlieren drohte, aber er hatte außerdem, und das gab Veranlassung an seinem Verstande zu zweifeln, die Rondinella gemiethet, obwohl er nie selber einen Fuß über die Schwelle des Häuschens setzte. Aber er mochte, wenn er Abends im Boot heimkehrte, keine fremden Gestalten dort oben auf der weinbewachsenen kleinen Vorhalle erblicken, das war Alles.

Ein alter, mildeblickender katholischer Pfarrer, welcher hier Stärkung seiner schwachen Gesundheit suchte und dem vielbesprochenen Sonderling oft be-

gegnete, fühlte das warme Interesse eines erfahrenen Seelenhirten für diese verlorene Seele, denn daß den Mann schwere Schuld drücke, schien keinem Zweifel zu unterliegen. Als er ihn einst am Meeresufer sitzen sah, nahm er neben ihm Platz und sagte freundlich: „Ihr seid unruhig und bekümmert, mein Freund, und es ist mein Amt, den Kummervollen Trost zuzusprechen.“

Der brave Mann war ganz darauf gefaßt gewesen, entweder ignorirt oder mit hochmüthiger Ironie zurückgewiesen zu werden, aber der Fremde blickte ihn nur an, lächelte ein wenig und sagte mit einem Seufzer:

„Wie wolltet Ihr es wohl anfangen, mir zu helfen?“

„Gott ist allmächtig und ich verkündige und übermittle Seine allmächtige Gnade.“

Der dunkle Mann schwieg und sah zu Boden, endlich blickte er wieder auf und sah in das blasse, theilnehmende Gesicht des Geistlichen.

„Das ist ein schöner Trost für Mörder und Räuber, ich bin aber weder das Eine noch das Andere.“

„Doch was seid Ihr dann?“

„Einer, der sich selbst zum Ekel ward.“

Damit stand er auf und ging von dannen.

Der alte Mann sah ihm gedankenvoll nach.

Der Fremde aber ging hinauf in seine Zimmer, die schönsten Gemächer im ganzen Hotel, er ging zu dem Schreibtisch, er nahm mit resoluter Hast Papier, er griff nach der Feder, tauchte sie ein, setzte an, und stieß dann den Tisch zurück, sprang auf und ging athemlos, mit keuchender Brust im Zimmer auf und nieder, während sich große Tropfen auf seiner Stirne sammelten.

Das aber wiederholte sich fast täglich. Doch weshalb? Sowie er die Feder ergriff und auf den weißen Bogen niedersenkte, erschienen auf diesem Bogen plötzlich, feuerglänzend und schwankend die Worte: „Nun nie wieder!“ Und dann wich er zurück und die Angst, den Verstand zu verlieren rang mit der Ueberzeugung, daß jene Worte wirklich und wahrhaftig dort ständen! Wie konnte er aber schreiben, so lange sie dort standen, ein Reflex seines schmerzenden Hirns?

Er hatte selbst die Brücken hinter sich abgebrochen, er hatte so niedrig, so undankbar gehandelt, wie er es sich selbst nie zugetraut, und wie er sich so erkannt hatte in seiner ganzen Jämmerlichkeit, war er sich selbst zum Ekel geworden.

Das Zimmer neben dem seinen war bisher unbewohnt gewesen, aber heute klangen Stimmen mit unangenehmer Deutlichkeit durch die Verbindungsthüre und weckten ihn aus seinen Gedanken . . . ihm ward traumhaft zu Muth, denn er glaubte nicht Gegenwärtiges, sondern Vergangenes zu hören. Schon einmal hatte diese Stimme in ganz ähnlicher Lage an sein Ohr geklungen.

„Was sollen wir thun, wenn er es wirklich ist?“ fragte diese helle Frauenstimme.

„Wer weiß, wo er lebt und ob wir ihm je wieder begegnen,“ versetzte eine männliche Stimme, die dem Hörer das Blut in den Adern gerinnen ließ.

„Ganz sicherlich sehen wir ihn wieder. Der Ort ist so klein. Wie schlecht er aussah, ich hätte ihn kaum wiedererkannt.“

„Er ist mir einer der räthselhaftesten Menschen,“

brummte die männliche Stimme, „das kommt davon, wenn Jemand zu viel Genie und Geist hat . . . er weiß schließlich nicht mehr, was er selber will. Es war schlimm genug, daß er uns unsere Evelyn raubte, aber daß er sie verlassen hat, ist sehr niedrig.“

„Ich glaube manchmal, Edgar, er ist auf Dich eifersüchtig! Lache mich nicht aus.“

„Denkst Du?“ fragte er in nachdenklichem Ton, „weißt Du Rätchen, so absurd es klingt, so wäre ich beinah froh hierüber. Ich würde seine Handlungsweise dann begreifen und entschuldigen, während ich ihn so für einen charakterlosen —“

Die Stimmen verstummten, man hörte eine Thür zuschlagen, das Paar hatte das Zimmer verlassen.

Graf Lorenz stand auf und klingelte.

„Ich wünsche ein anderes Zimmer zu haben,“ sagte er. Der Kellner fragte erschrocken, was der Herr Graf auszusetzen habe? Im ganzen Hotel sei nun kein Zimmer mehr frei, ausgenommen ein ganz kleines Zimmer oben im dritten Stock.

Noch an demselben Tage begegnete er Herrn

und Frau Falkner auf der Treppe, man ging schweigend an einander vorüber. Es sah gar froh und stattlich aus, das junge Paar und Käthchen blühte wie ein Mairöschchen. Beide aber blickten, sowie sie seiner ansichtig wurden, auf die Seite. Gedemüthigt und gebrochen wie er war, blieb er doch „Lorenz Thurna“ genug, um es unstatthaft zu finden, daß man ihn ignorire und so zog er noch am selben Nachmittag, zum Entsetzen des Kellners, hinauf in das kleine Zimmer des dritten Stockes. Der Wirth des Hotels kam selber hinauf, um bestürzt zu fragen, was den Herrn Grafen zu diesem Schritt bewogen habe? Er versetzte kurz, die laute Nachbarschaft störe ihn.

Natürlich erfuhren die Hochzeitsreisenden, als sie fragten, ob ein Graf Thurna in diesem Hotel wohne, von seinem Umzug. Sie wechselten einen Blick und Käthchen seufzte.

„Edgar, wir hätten ihn doch grüßen sollen, um Evelyns willen!“

Am Abend dieses Tages blickte Graf Lorenz sehr hoch herab auf die Promenaden und das Meer.

Wie ein Verbannter erschien er sich selber oder wie ein Geächteter, und er beschloß morgen den Ort zu verlassen.

Er schlief spät ein und unruhige Träume quälten und ängstigten ihn. Er sah sich in der Hölle, Schwefeldampf und Rauch entquollen dem Boden und ein höllischer Lärm erfüllte die Luft, dann wieder stand er am Rande des Bewußt. Der Schwindel erfaßte ihn, es zog ihn hinab in die fürchterliche Tiefe, er rang nach Athem und wollte rufen und konnte nicht . . . als er aber in den Feuerfluthen versank, siehe, da waren es die Wellen des Meeres, die ihn umrauschten, sein Arm theilte sie, seine Brust that einen tiefen Athemzug, er schlug die Augen auf . . .

Schreien und Kommandorufe erfüllten die Luft, als befände er sich inmitten einer Schlacht, seine Hand griff in thaunasses Gras, seine Blicke schweiften über den sternbesäeten Abendhimmel, eine blendende Helle umgab ihn und glühende Rauchwolken wirbelten aus einem schwarzen Kolofß in der Ferne auf: Was war nun Traum, was Wirklichkeit? Sein betäubter

Geist mochte das nicht zu fassen. Irgend etwas Ungeheuerliches war geschehen, aber er blickte lange apathisch in die eilenden und rufenden Menschen und in ein Gesicht, welches sich rauchgeschwärzt mit verbrannten Haaren über ihn neigte. Dann empfand er plötzlich einen rasenden Schmerz, der sein Bewußtsein zu überwältigen drohte, aber er überwand ihn und sich mit einem energischen Ruck aufraffend, sprang er auf die Füße.

„D, halte ihn, halte ihn, Edgar, mir scheint, er ist von Sinnen!“ rief eine erschrockene Stimme.

„Was ist geschehen?“ fragte Thurna.

„Feuer,“ sagte Edgar, „können Sie gehen? Sie haben einige sehr große Brandwunden, wir müssen sehen, wo wir die Nacht unterkommen, das Hotel brennt.“

Thurna griff sich mit der Hand an die Stirn, er sammelte gewaltsam seine Gedanken, er fühlte sich so seltsam schwindlich und betäubt, daß er mechanisch folgte, wohin sie ihn führten und erst völlig zu sich kam, als er in einem Zimmer, auf einem Lehnstuhl sitzend, von Neuem den heftigen

Schmerz an den Armen und auf der Brust fühlte. Seine Kleider rochen stark versengt und eine leise, vorsichtige Hand versuchte ihm den Rock auszuziehen, er sah ein rosiges kindliches Gesicht ängstlich über sich geneigt.

„Thut es sehr weh?“ fragte Käthchen voll Mitleid, „und können Sie es noch aushalten? Edgar ist gelaufen, einen Doktor zu holen . . . ich weiß nicht, in welchem Hause wir sind, aber die Leute sind sehr gut für uns, sie haben Del und Watte gebracht.“

„Aber ich begreife noch Nichts. Was ist vorgefallen?“

„Wir wurden um Mitternacht durch Feuerlärm geweckt,“ sagte Käthchen, „Leute stürzten im Korridor vorüber und riefen, es brenne im Hause. Sie können sich denken, daß wir in fünf Minuten angezogen waren und auf der Treppe. Wir konnten nicht sehen, wo es brenne, denn die Treppe war frei von Rauch und die Menschenmenge kam in Verwirrung aber unbeschadet ins Freie. Erst als wir draußen waren sahen wir, daß die Flammen

aus dem Dach und aus den Fenstern des obersten Stockes schlugen. Es fiel uns ein, daß Sie dort oben sein müßten und Edgar lief zurück, um nachzusehen. Er hat Sie ganz betäubt im Bett gefunden, es ist ihm gelungen, Sie so weit zu ermuntern, daß Sie aufgestanden sind, aber anstatt ihm augenblicklich zu folgen, haben Sie angefangen sich anzuziehen und dabei immer von der Gesellschaft gesprochen, in welche Sie gehen wollten. Dabei hat sich das Zimmer immer mehr mit Rauch gefüllt und plötzlich ist ein Theil der Decke eingestürzt und er hat alle Hoffnung aufgegeben, Sie zu retten, denn das Bewußtsein hatte Sie wieder völlig verlassen und die Flammen hatten Ihre Kleider erfaßt, aber irgendwie ist es ihm gelungen, Sie aus dem Zimmer zu ziehen. O ich bin so froh, so dankbar, daß er unverletzt blieb und daß Sie gerettet wurden! Als man Sie endlich aus dem brennenden Hause trug und ich ihm entgegenstürzte und rief: Edgar, Edgar, was hast Du gethan: antwortete er bloß: „es war ja für Evelyn!“

---

## Sechzehntes Kapitel.

---

Das kleine Häuschen, hoch über der steilen Klippe war jetzt wieder bewohnt. Ein kranker Mann, der viele Schmerzen zu leiden schien, saß auf der kleinen Vorhalle, in Decken gewickelt, von Rissen gestützt, im Zimmer klang eine lachende Frauenstimme und in der Thür lehnte eine athletische Gestalt. Graf Lorenz hatte treue und sorgsame Pfleger, und was mehr war, verständnißvolle. Nachdem einmal das Eis gebrochen war, und er, in der Meinung sein Tod könne nicht mehr lange auf sich warten lassen, seinem einstigen Todfeinde den letzten Brief an Evelyn diktiert hatte, waren sowohl Edgar wie Rätchen geneigt, ihm nicht nur zu vergeben, nein, ihn sogar zu lieben, und Rätchen beobachtete ihn verstoßen durchs Fenster und vergoß dabei

Thränen. Eines Tages lag aber sowohl auf ihrem wie auf dem Gesicht ihres jungen Gatten eine solche Trauer, daß Graf Thurna unruhig und aufgeregt nach der Ursache fragte.

„Es wird Sie sehr überraschen,“ sagte Rätchen flotternd und erröthend, „Baron Tesselhof ist ganz plötzlich gestorben . . . der große, starke Mann . . . Er hat die kleine Lenore gepflegt, welche Diphtheritis hatte, bekam sie selber und beachtete die Krankheit nicht, bis es zu spät war und man ihn nicht mehr retten konnte.“

„Ein großer Verlust für Sie,“ sagte Thurna, indem er Edgar ansah.

„Er war wie ein Vater,“ versetzte dieser mit erstickter Stimme.

„Ich hoffe er hat Sie auch in materieller Weise wie ein Vater bedacht.“

„Das ist es,“ fiel Rätchen ein, „sein Rechtsanwalt fordert uns auf, unverzüglich nach Hause zu kommen, um der Testamentseröffnung beizuwohnen — ich bin überzeugt, der gute Mann hat Edgar großartig bedacht. Es sähe ihm so ähnlich.“

Es sähe ihm so ähnlich!

Ein Stich ging durch das Herz des Hörers. Er dachte eben an den Augenblick, wo er am Ufer des übergetretenen Flußes zum ersten Mal mit dem Verstorbenen zusammen gekommen, und voll souveräner Ironie über den ungeschickten Mann gelächelt hatte . . . und jetzt? Da war Etwas an Jenem gewesen, was mehr Achtung verdiente als Lorenz Thurna sich selber eben spenden konnte.

Edgar und Rätchen trafen ihre Reisevorbereitungen. Ihre Sachen waren alle gerettet worden, sonst hätte es schlimm darum ausgesehen. Es wurde ihnen schwer ihren Kranken zu verlassen, um so mehr als derselbe, ungeduldig und unruhig, seinen Zustand, sowie sich derselbe besserte und die Brandwunden Heilung versprachen, immer wieder verschlimmerte.

So kam der Abend vor der Abreise. Die Koffer waren schon auf die Post geschickt, ein Pfleger engagirt, der Arzt gebeten worden, täglich zu kommen. Graf Lorenz war in seinem Zimmer, das junge Paar saß auf den Stufen der Felsen-

treppe, und Rätchen lehnte den Kopf an ihres Mannes Schulter und seufzte: „Mir ist heute so bange, als solle noch ein großes Unglück geschehen. Glaubst Du an Ahnungen, Edgar?“

„Sie können täuschen. Was befürchtest Du?“

„Ich habe eine schreckliche Angst, daß die Abendpost uns einen Trauerbrief bringt.“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Edgar bestürzt.

„Edgar, ich denke, nur daran, daß man Evelyn bewußtlos an Tesselhofs Grab gefunden. Dort in der verpesteten Luft — daß uns Hermine schrieb, sie sei krank — und daß — daß sie mir noch nicht auf meinen Brief, den ich ihr in der Brandnacht schrieb, geantwortet hat.“

„Briefe gehen so langsam,“ tröstete Edgar, aber auch in ihm erwachte quälende Unruhe und er sagte aufstehend, „so wollen wir zur Post gehen und nach Briefen sehen?“

Sie war bereit und sie machten sich schnell auf den Weg.

Sie waren kaum hinter den Bäumen der Promenade verschwunden, als ein anderes Paar,

ebenfalls ein Herr und eine Dame, am Fuß der Felsentreppe Halt machten.

„Hier hinauf?“ fragte der Herr ungläubig.

„Ja, gewiß.“

„Ei, so steigen wir ja direkt in den Himmel,“ und er sah die Dame schalkhaft an, aber sie hörte nicht auf ihn. Mit eigenthümlicher Leichtigkeit lief sie die Stufen hinauf, während ihr Begleiter viel langsamer folgte und manchmal stehen blieb, um Athem zu holen, aber auch um sich umzuschauen und sich eine Thräne abzuwischen. Die Gestalt der Dame war ihm schon entschwunden. Sie hatte die Höhe erreicht, und sie mußte jetzt auch rasten, Luft schöpfen und beide Hände an das Herz pressen.

Oben auf der Veranda saß, in ein Plaid gewickelt ein Mann und rauchte eine Cigarre, deren feiner Rauch kräuselnd durch die Luft entschwebte. Er sah krank, elend und schwach aus, das einst so feurige Auge wie erloschen, das einst so tiefschwarze, kühngelockte Haar ergraut und ungeordnet, den linken Arm umfing eine breite schwarze Binde.

Es war ein sehr trauriger Anblick, das melan-

cholische Bild eines stolzen Lebens welches Schiffbruch gelitten hat, eines hochfliegenden Geistes, der mit sich selbst zerfallen ist. Die Dame stand dort, an der Ecke des Hauses, im Schatten der Oleander, blickte hin und fühlte, wie ihr die heißen Thränen über die Wangen flossen, dann aber trat sie hervor, streckte die Hand aus und flüsterte: „Renzo!“

Er sprang jäh, wie von einem elektrischen Schläge getroffen in die Höhe, blickte sich um und sah sie vor sich stehen, seine Augen öffneten sich weiter und weiter vor Entsetzen.

„Bist Du ihr Geist?“ fragte er endlich langsam und wich zurück, als fürchte er die Berührung einer dem Grabe entstiegene Hand.

„Ihr Geist? Nein, sie ist es selber! Sie hat Deinen Brief erhalten — Deinen Brief, den Du an Edgar Falkner dictiert . . . Deine Worte in seiner Handschrift! Lorenz, da mußte sie, daß sie kommen durste, und sie ist hier!“

„O, Evelyn, mein Liebling, mein Stern! das bin ich nicht werth! Das ist zuviel,“ murmelte er, sich die Hand vor die Stirn haltend, als müsse er

seine Gedanken festhalten. Dann aber verwandelte sich der kranke Mann plötzlich in einen Athleten. Er hob sie auf und trug sie wie er es eiuft so gern gethan, die letzten Stufen hinan, ins Haus. Schmerzen, die einem Andern das Bewußtsein geraubt hätten, marterten ihn, als er sie an seine, mit Wunden bedeckte Brust drückte und die leichte Last schien mehr, als sein Arm tragen konnte, aber er lachte dieser Folter . . . Leben und Gesundheit, Kraft und Freudigkeit ward ihm in diesem Augenblick wiedergeschenkt, das war nicht mehr der blasse Kranke, welcher jetzt zu ihr aufblickte, als er sich vor ihr niederwerfend, ihre Hände mit Küffen bedeckte.

„Du vergiebst mir, Evelyn — Du vergiebst mir! Ich habe schwer gebüßt!“

„Ich wußte wohl, Du würdest leiden, mein armer Renzo! Und ich fand doch nicht den Muth, Dich zurückzurufen, bis — bis . . .“ ihre Stimme versagte.

Da entstand eine Pause.

„Tesselhof ist gestorben,“ sagte Graf Lorenz endlich, „wolltest Du mir das sagen?“

„Ja,“ flüsterte sie, „damit ist Alles gesagt. Ich stand an seinem Grabe und schauderte. O, das war eine dunkle, dunkle Stunde! Noch einmal erhoben sich in meinem Gewissen die anklagenden Stimmen, noch einmal mußte ich Alles durchfühlen, was ich unrecht gehandelt hatte, und ich wollte unter der Last meiner Schuld und Verlassenheit zusammenbrechen. Man glaubte, ich werde sehr krank werden — ich glaubte es selbst. Da kam Dein Brief. Er machte mich gesund und eine große Ruhe, eine große Seligkeit kam über mich. Ich konnte wieder an Vergebung glauben und — an eine helle Zukunft. Da steht nun kein Schatten mehr zwischen uns, Lorenz — es soll Alles anders werden!“

Es pochte leise an. Evelyn sprang auf, sie öffnete und sah ihren Begleiter wieder vor sich, der jetzt lächelnd fragte: „Störe ich?“

„Nein, mein treuer Freund! Treten Sie ein . . . Da ist er — und er lebt — und er liebt mich! O, Lorenz, ich habe Dir noch nicht gesagt, daß Pastor Hochberg seine so nothwendige Reise in ein

Seebad aufgegeben hat, um mich nicht allein hierher reisen zu lassen!“

Graf Lorenz hielt dem Pfarrer die Hand hin. „Ich danke Ihnen,“ sagte er, „und werden Sie mir jetzt zum zweiten Mal die Bitte abschlagen, unserem ferneren Leben den Segen Gottes zuzusichern? Es geht nun einmal nicht ohnedem, das haben wir Beide erfahren!“

Wahrlich, niemals hat des guten Pfarrers Antlitz mehr gestrahlt, als an dem Tage da er dies freudigen Herzens thun durfte! Niemals sind aber auch solche Worte über seine Lippen gekommen, wie an diesem klaren Herbstmorgen, da oben auf der Höhe der Rondinella. Gottes reichster Segen, Friede, Freude und Seligkeit flehte er herab auf das erneute Bündniß zweier Herzen, die endlich Ruhe gefunden hatten.

\*            \*            \*

Einige Jahre später stand eine stattliche Pfarrkirche mit schlankem Thurm und glänzend blauem Schieferdach an der Stelle des verfallenen Kirchleins von Dornburg.

Viele ehrenwerthe Träger des Namens Thurna waren zu Grabe gegangen, ohne diesem Mangel abgeholfen zu haben, daß Graf Lorenz Derjenige sein würde, der dies thun würde, wer hätte das gedacht?

Als die Glocken dieser Kirche zum ersten Mal ihre majestätischen Stimmen erhoben und die Gemeinde in Schaaren nach dem Gotteshaus pilgerte, war dasselbe mit Maien und Kränzen reichgeschmückt, heute empfing der künftige Erbe der Dornburg, in der heiligen Taufe die Namen Heinrich, Lorenz!

Das Gebet des Pfarrers an jenem Tage in Lacosta war reich erhört worden. Auf der Dornburg war das Glück eingekehrt, welches keinem Wechsel unterliegt. Niemals aber, so sagten die Leute, gab es einen stolzeren und glücklicheren Vater, als ihren Herrn Grafen, man sagte ihm sogar nach, er schreibe eine Familienchronik. Wie dem auch sei, da war kein Sonntag, an welchem er nicht „dank-erfüllt sein Haupt beugte“, ohne zu wünschen, dies könne in der Kathedrale von Sevilla geschehen!

E n d e.

---

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft  
Eigentumschule des Letzte-Vereins.

---